

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

	9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl. — kr.
Für einen Monat	1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag	— fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.



Italienische Zustände.

Von

Theodor Mundt.

Vierter Theil.

Berlin.
Druck und Verlag von Otto Janke.
1860.



Rom und Neapel.

Von

Theodor Mundt.

Zweite Abtheilung.

Berlin.
Druck und Verlag von Otto Janke.
1860.



Inhalt.

Italienische Zustände.

Vierter Theil.

Rom und Neapel.

Zweite Abtheilung.



I.

Eine Fahrt auf dem Posilip.

Die Paläste in der Riviera di Chiaja, wie die prächtige, vom Meeresufer bis zum Posilip sich erstreckende Straße auf der Südseite Neapels genannt wird, strahlten heute im heitersten Sonnenlicht, als wir in der Frühe des Morgens an ihnen vorüber fuhren, um die schon längst beschlossene Spazierfahrt über den Posilip auszuführen und das eigentliche Paradies der Aussichten über Land, Stadt und Meer uns zu eröffnen. Die Riviera di Chiaja, welche die diplomatische und hocharistokratische Straße Neapels ist, unterscheidet sich durch ihren stolzen Glanz und durch die feine und vornehme Zurückhaltung, die in ihrer ganzen Physiognomie liegt, sehr wesentlich von der volkreich fluthenden Toledostraße, welche als die eigentliche Verkehrsader Neapels die Mitte der Stadt durchschneidet, und vorzugsweise die Straße der gewerbsamen und kaufmännischen Bour-

geoisie, des industriellen Lebenswirrwarrs in allen möglichen Richtungen und Masken ist. Neuerdings ist aber die Riviera di Chiaja auch die Straße der hohen Finanz geworden, die sich in allen Hauptstädten jetzt mit der Aristokratie und Diplomatie mischt und die negative Stellung zum Volke, die sie mit jenen beiden Elementen gemein hat, auch durch das wahlverwandte Aufschlagen ihrer Quartiere bezeichnet.

Diese schon oft gemachte Bemerkung drängte sich uns auf, als wir jetzt an dem schönen Hause vorüberfuhren, welches Herr von Rothschild, das jüngste Mitglied der in ganz Europa herrschenden Börsen-Dynastie, auf der Riviera di Chiaja bewohnt. Sein Haus, das nicht weit von dem prächtigen, durch seine wundervollen Gärten ausgezeichneten Palazzo Cellamare steht, ist jedoch nur eine, von außen sich sehr einfach ausnehmende Villa, die in einem Garten zurückgebaut ist und als Heimath so vieler Millionen sich ungemein bescheiden darzustellen scheint. Hier wohnt Herr Adolph von Rothschild, der Sohn und Erbe seines unlängst verstorbenen Vaters Karl von Rothschild, der das Geschäft in Neapel gründete, und die Ehren und Gelder dieses Familienzweiges bedeutend mehrte. Neben dieser Villa Rothschild steht ein fast bürgerlich aussehendes, zwei-

stöckiges Haus, in welchem die eigentliche Höhle dieser Millionenwirthschaft sich befindet, nämlich das Geschäfts-Comptoir, in dem das Rothschild'sche Geld in seiner kaninchenartigen Fruchtbarkeit mit allen europäischen Beziehungen buhlt. Ringsumher stehen, wie huldigend, die Paläste der auswärtigen Gesandten, deren Staatsgeheimnisse mit den Rothschild'schen Geldern und Wechseln so viel zusammenklingen.

Man sieht dort die französischen, österreichischen und russischen Gesandtschaftshôtels, und auf den Balcons stehen in eleganter Toilette die Damen der Diplomaten, wie es scheint, in die wunderbar herrliche Aussicht vertieft, die sich von hier aus über die Stadt, den Golf und die Landschaft darbietet. Vor den Thüren dieser Hôtels bläht sich der von Gold und Silber strotzende Portier, der sich jetzt nachdenklich auf den goldenen Knopf seines Stabes stützt, und recht nachdrücklich das Ei der politischen Weisheit, das drinnen in seinem Hôtel gelegt worden, auszubrüten scheint. Es ist der französische Portier, der sich dort so gewichtig und fragwürdig darstellt und offenbar jetzt der entscheidende Mann des Tages zu sein glaubt, wie schon aus dem halb gewogenen, halb übermüthigen Blick hervorgeht, mit dem er seinem Collegen und Nachbar, dem Portier

des österreichischen Hôtels, der in diesem Augenblick ebenfalls unter seine Vorderhalle hervorschlendert, einen Gruß zunickt. Das neue diplomatische Verhältniß von Frankreich und Oesterreich, das sich uns in diesen Grüßen zu characterisiren schien, welche die beiden Portiers miteinander auswechseln, ist offenbar ein solches, an welchem dort der Portier der russischen Gesandtschaft keine Freude haben mag. Denn das Gebahren dieses Collegen scheint ein sehr trotziges und verachtungsvolles zu sein, und mit übereinandergeschlagenen Armen, ernst und zurückhaltend, sieht er den beiden diplomatischen Nachbaren auf der Riviera di Chiaja zu.

Wir fuhren weiter, nach der Villa Reale zu, die zwischen der Chiaja und dem Meeresufer mit ihren reizenden Gartenanlagen und Bosquets sich ausbreitet. Unsere Reisegefährten, mit denen wir die Fahrt gemeinschaftlich unternommen, hatten aber noch nicht wieder Sinn für neue Gegenstände, sondern verweilten noch in einer lebhaften Unterhaltung, die sich beim Vorüberfahren vor dem Hôtel Rothschilds über den jetzigen Besitzer desselben eben angeknüpft hatte.

Unser Freund, der an Herrn Adolph von Rothschild eine Empfehlung mitgebracht hatte, war noch er-

zürnt darüber, daß man ihm auf dem großartigen Comptoir desselben nicht einmal einen preußischen Hundertthalerschein in die landesthümliche Münze hatte umsetzen wollen. Man hatte ihm gesagt, was ihm freilich in jedem kleinen Wechselladen gesagt worden wäre, daß sich in Neapel gar keine Gelegenheit biete, preußisches Papiergeld wieder zu verwenden. Dafür hatte ihn freilich Herr von Rothschild zum Diner geladen, auf dem man in prächtigen Räumen und in einer Gesellschaft, in welcher der dritte Mann immer ein Principe und die dritte Dame immer eine Principessa gewesen, sehr gut dinirt hatte. Aber diese Bereitwilligkeit der italienischen Aristokratie, eine Einladung bei Banquiers anzunehmen, hatten wir schon in Rom kennen gelernt, und unser Freund versicherte, daß das Rothschild'sche Diner darum nicht unterhaltender gewesen. Er fühlte sich vielmehr noch jetzt darüber empört, daß Herr Adolph von Rothschild fast nur von seinen Pferden gesprochen habe, Frau von Rothschild aber vorzugsweise nur auf Hunde und Affen, für welche sie sich besonders zu interessiren schien, und von denen sie selbst eine sehr kostbare Auswahl besaß, die Unterhaltung mit ihr hingelenkt habe. Indeß rühmte er die höchst geschmackvolle und glänzende Toilette der Frau von

Rothschild, deren kostbarer Schmuck in der neapolitanischen Geselischaft berühmt geworden war. Allerdings schimmerte dieser Ruhm auch etwas in's Komische, denn Frau von Rothschild mußte jedesmal, wenn sie zu einer Gesellschaft ihren Schmuck anlegte, darüber ihrem Gemahl eine förmliche Quittung ausstellen, worin jeder einzelne Brillant, jedes Armband und jede Broche genau verzeichnet werden mußte. Es sind darüber die seltsamsten Geschichten im Gange, denn Herr von Rothschild soll oft, selbst vor Zeugen, einen wahren Höllenlärm erhoben haben, wenn die liebenswürdige Gemahlin, die in solchen Sachen nicht ganz ordentlich gewesen zu sein scheint, bei der Ablieferung diesen oder jenen Theil ihres Schmuckes nicht wieder beibringen konnte.

Dieser Schmuck soll freilich eine Art Nibelungenhort der Rothschild'schen Familie in Neapel sein, und vielleicht knüpft sich sogar ein finanzieller Aberglauben an den Besitz desselben, so daß er aus diesem Grunde, selbst ohne Rücksicht auf jede Galanterie gegen eine schöne Frau, wie ein unverlierbares Heiligthum von dem jetzigen Chef des Hauses gehütet wird. Doch scheint Herr Adolph allerdings nicht die großartigen Characterzüge an sich zu tragen, die seinem Vater, Herrn Karl von Rothschild, zu Zeiten nachgerühmt

wurden. Es war aber auch nur eine auf die Erbärmlichkeit der Welt wohlberechnete jüdische Schlauheit, mit welcher Herr Charles das eingeborene Knickerthum der Rothschilds hinter prunkenden Manieren zu verstecken und herauszuputzen wußte. So ging er öfter in Begleitung eines Factors, der einen ganzen Sack voll Grani hinter ihm her tragen mußte, in den belebtesten Straßen Neapels spazieren. Jeder arme Mann, der ihnen begegnete, erhielt einen Gran ausgezahlt, und Herr Karl von Rothschild pflegte dann mit einer höchst philosophischen Miene zu sagen: „Ich thue es blos, weil man sich Niemanden zum Feinde machen darf; denn wer weiß, wie mir dieser Mann, der sich jetzt für meinen Gran so freundlich bedankt, sonst einmal schaden könnte!" Auf der andern Seite klebte aber auch Herr Charles von Rothschild auf die filzigste Weise an seinen Besitzthümern fest, und er sprach einmal sein schmerzliches Bedauern darüber aus, daß er einen silbernen Löffel, den er besonders liebte, nicht mit sich in das Grab hinübernehmen könne. Herr Adolph von Rothschild scheint seinem Vater ganz in diesen Fußtapfen gefolgt zu sein. Doch rühmt man ihm auch nach, daß er sich einige Verdienste um das Land zu erwerben angefangen, indem er in der Umgegend von

Neapel bereits mehrere Fabriken anlegen ließ, die für die Entwickelung der Industrie sehr belangreich zu werden versprechen. Vor einiger Zeit hat jedoch Herr Adolph von Rothschild ein gewaltiges Geschäft eingeleitet, indem er, gestützt auf den schlechten Ausfall der letzten Oliven-Ernte, alles Oliven-Oel im ganzen Lande aufgekauft und dadurch factisch ein Monopol in diesem wichtigen Ausfuhr-Artikel an sich gebracht hat. Die Oelpreise hängen jetzt in ganz Italien, und noch viel weiter greifend, von dem Ermessen des Herrn von Rothschild in Neapel ab.

Unter diesen Gesprächen waren wir der schönen Akazien-Allee gefolgt, welche uns von dem Haupteingange aus bis in die Mitte des Gartens, den man Villa Reale nennt, gelangen ließ. Indem wir vorwärts fuhren, sahen wir dort von der einen Seite das leise an seine Gestade pochende Meer, das durch den grünen Eichenhain, der sich am Ufer fortzieht, zu uns her schimmerte und uns mit seinen blauen Wunderaugen von fern grüßte. Dort aber, am Wege, strahlten uns weiße Marmorstatuen entgegen, die, zum Theil Copieen alter Meisterwerke der Kunst, uns daran erinnerten, daß wir auf klassischem Boden wanderten. Die modische Bevölkerung dieses Lustgartens, welche

sich um die Mittagsstunde in ihren glänzenden Equipagen hier zu versammeln pflegt, hatte sich bereits eingefunden, und wir sahen die schöne Welt von Neapel im Putz auf die bunteste und lustigste Weise und in den heiteren, raschen, beflügelten Bewegungen, in denen sich hier Alles charakterisirt, sich auf und nieder schieben. Auch hatten wir die Ehre, in diesem Getümmel, das uns plötzlich so zauberisch umfing, den Grafen von Aquila, den Bruder des verstorbenen Königs Ferdinand II., in einem Cabriolet an uns vorüberfahren zu sehen. Seine mannhafte und chevalereske Persönlichkeit hatte für uns einiges Interesse, denn dieser Prinz, der jetzt an der Spitze eines neuerrichteten Admiralitätsrathes steht, soll sich große Verdienste um die neapolitanische Marine erworben haben, die ohne Zweifel einer bedeutenden Zukunft entgegen geht, und unter der Leitung des Grafen von Aquila, sowohl durch den Bau vieler neuer Fahrzeuge als durch die neuen großartigen Arbeiten in dem schönen Hafen von Castellamare, sich mächtig zu entwickeln angefangen.

Der Graf von Aquila saß ganz allein in dem leichten, zierlichen Cabriolet, in dem er selbst die Zügel führte, und unterschied sich in seiner einfachen Civil-

kleidung nicht im Geringsten von den übrigen Spazierfahrern der Villa Reale. Ein kleiner lustiger Jockey mit pechschwarzen Haaren und Augen saß hinter ihm, und bildete seine einzige Begleitung. Das Cabriolet schlug den Weg nach dem Posilip ein, wo der Graf Aquila seit einiger Zeit eine reizende Villa besaß, die er sich nach seinen eigenen Angaben hatte erbauen lassen. Wir folgten jetzt dem Cabriolet im beschleunigten Laufe, da wir das eigene Ziel des heutigen Ausfluges nun rascher zu erreichen strebten.

Wir langten jetzt am Ende der Chiaja bei der in wunderbarer Schönheit daliegenden Mergellina an, wie der Theil des bewohnten Meeresstrandes genannt wird, der unmittelbar zu den Füßen des Posilip liegt und zu einem kleinen höchst idyllischen Wohnort von Fischern und Seeleuten geworden ist. Die entzückende Natur hat hier den Character der Idylle in den anmuthigsten Formen und Farben ausgeprägt, während die hier wohnenden Fischer mit ihrer eigenthümlichen und berühmt gewordenen Schönheit fast in das heroische Genre hinüberspielen.

Man begegnet in diesem Stranddorf Männern und Frauen, die in wahrhaft antiker Körperbildung uns in die ferne klassische Zeit zurückzuversetzen scheinen. Hier

an diesem Strande, beglückt in einem friedensvollen Naturleben, wohnte einst, im funfzehnten Jahrhundert, der berühmte Dichter Jacopo Sannazaro, der hier seine wohllautende Liebe zu Carmosina Bonifacia, die er in seinen Gedichten unter dem Namen Harmosine und Filli verherrlichte, sang. Sannazaro, der sanfte, liebeglühende Sänger, war zugleich der königstreue Dichter Friedrichs II. aus dem Hause Anjou, den er auf seinen Reisen und Feldzügen begleitete und dem er auch in die Verbannung folgte, als dieser Fürst, in Folge vieler Wechselfälle des Glücks und des Krieges, auf den Thron Neapels Verzicht leisten mußte. König Friedrich II. schenkte seinem Dichter die Villa Mergellina, welche ihm jedoch in seiner Abwesenheit, als er mit seinem König fortgezogen war, von Philibert von Oranien, dem General Kaiser Karls V., gänzlich zerstört und eingeäschert wurde. Man begrub ihn, nachdem ihm das Leid um seinen König das Herz gebrochen hatte, dort beim Gabmal des Virgil, das unter der Grotte des Posilip an einer düstern, blätterverwachsenen Stelle gezeigt wird. Bei diesem alten Columbarium, in welchem die träumerische Sage die Urne mit Virgil's Asche niedergelegt sein ließ, öffnet sich zugleich die blühendste Aussicht über das Meer und die Stadt, und

in diese wunderbare Fernsicht sich vertiefend, fühlt man sich von dem heiligen Lorbeer angeweht, selbst wenn der Aschenkrug des Sängers niemals an dieser Stelle gestanden haben sollte. Denn hier ist Alles Poesie, Entzückung, Weihe und Offenbarung, und in jedem lauen Lüftchen, das sich neben uns in den Blättern kräuselt, scheint uns ein Dichter-Athem zu grüßen und uns einen Sitz der Musen und Grazien hier zu verkünden. Die Dichter haben darum stets, alte und neuere, vorzugsweise gern auf dem Posilip verkehrt, und hier Niederlassung und begeistertes Wandern und Träumen gesucht. Boccaccio schwur hier, im Angesicht des bläulichen Meeres, vor dem er hingerissen in Andacht niederkniete, den Kaufmannsstand ab, dem er sich hatte widmen müssen, und gelobte sich der Poesie, die ihm in seinem Herzen glühte. Dante und Petrarca verbrachten hier ihre Lieblingsstunden, und von dem Besuch, den Petrarca mit dem König Robert von Anjou beim Grabmal des Virgil machte, wird erzählt, daß König Robert, ergriffen von diesem Platz und von den daran haftenden Erinnerungen, die Urne mit der Asche des großen Dichters mit sich genommen, um sie der Barbarei der Zeiten und der Menschen zu entziehen und ihr auf seinem Schlosse Castel nuovo eine

sichere Stätte zu geben. Geliebt und berühmt war auch bis in die neueste Zeit hinein der Lorbeer, der hier an dem alten Columbarium sproß und von allen Spaziergängern und Reisenden so begierig gepflückt wurde, daß von Zeit zu Zeit immer ein neuer Baum angepflanzt werden mußte. Von diesem Lorbeer Virgil's empfing auch Friedrich der Große von Preußen einen Zweig, welchen ihm seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth, an dieser Stelle pflückte und zum würdigen Schmuck für den Helden wie für den Dichter ihm nach Sanssouci sandte. —

Wir haben die herrliche und wunderreiche Strada nuova betreten, in welcher die Mergellina sich fortgesetzt hat und auf der wir, das Meer entlang fahrend, dem Musenhügel seine schönsten Wunder und Geheimnisse abgewinnen. Auf der andern Seite ließen wir die Strada di Piedigrotta mit Sancta Maria di Piedigrotta, der Kirche des wunderthätigsten und volksthümlichsten Marienbildes, liegen, welche durch die Grotte des Posilip führt und sich bei Bagnoli wieder mit der Strada nuova vereinigt.

Auf dieser eigentlichen Straße des Posilip, auf der wir mit einem höher schlagenden Herzen einherfahren, begegnet uns zuerst, links an der Meeresseite, das so-

genannte Schloß der Königin Johanna von Neapel, vor dessen merkwürdigen Ruinen wir eine Zeitlang stillhielten. Dieses mit malerischen Trümmern in das Meer hineinliegende Schloß, welches richtiger das Schloß Donnanna genannt wird, ist aber fälschlich mit dem Namen jener schönen und üppigen, gegen ihre Liebhaber so grausamen Königin bezeichnet worden. Diese Bezeichnung mag zum Theil durch die romantische Lage der Ruine unterstützt worden sein, die auf ihrer nach dem Meer hinausgebauten Seite auf einen thurmähnlichen Vorsprung zeigt, von dem Johanna II. leicht ihre Liebhaber in das Meer hinuntergestürzt haben konnte, und man ging in der Romantik dieser Erinnerungen so weit, daß man in der Melancholie, welche bei nächtlicher Weile diese etwas schwermüthig sich hinlagernde Ruine umwebt, auch noch die Gespenster der Ermordeten auf- und niedersteigen sieht, welche aus den heißen Armen des leidenschaftlich grausamen Weibes unmittelbar in die kalte Meeresfluth sich hinabbefördern lassen mußten. Denn es soll dies allerdings zu den Lieblingsmanieren der neapolitanischen Königin und zu ihrer eigentlichen Kunst zu lieben gehört haben. Aber die Sage hat diesen schönen Platz ohne Noth mit so grauenvollen Geheimnissen der Liebe gefärbt. Die

Gelehrten haben vielmehr bewiesen, daß diese Ruinen aus dem sechszehnten Jahrhundert stammen und zum Palast der Donna Anna, einer Fürstin aus dem Hause Caraffa, gehörten. Aber der Bau scheint schon in jener Zeit unvollendet geblieben zu sein. Dagegen waltet in dieser malerischen, an vielen Stellen mit üppigem Graswuchs überkleideten Ruine schon seit einer Reihe von Jahren eine Glasfabrik, die ein Franzose dort angelegt hat, und die ihren qualmenden Rauch unaufhörlich zu den Schornsteinen heraussendet, um den Azur des Himmels und die leuchtenden Farben des Meeres weithin zu verdunkeln.

Von diesen Dämpfen getrieben, setzten wir unsere Fahrt fort, und gelangten bald zu der seltsam anziehenden Villa des Duca Rocca Romana, die uns mit ihren grotesken Schönheiten und Wunderlichkeiten zu einem längeren Besuch einlud. Wir stiegen vor der Eingangspforte des Gartens ab, der zur linken Seite des Weges sich öffnet, und in malerischen, dicht bewachsenen, mit Bäumen und Blumengehängen aller Art eng bedeckten Terrassen zum Fuß des Meeres hinunterführt, während gegenüber auf der andern Seite des Weges das Wohnhaus sich erhebt, ein großes, einige Etagen hohes Gebäude, in welchem der alte Fürst, dem

diese merkwürdige Besitzung gehört, mit seiner zahlreichen Familie wohnt.

Die Gartenpforte war auf unsere Klingel von einem großen, schlanken Mädchen geöffnet worden, welche sich uns bald als Giovanna, die Gärtnertochter, zu erkennen gab, deren Führung wir auch durch dies wahrhaft magische Wunder- und Zauberreich, das sich jetzt vor uns aufthun sollte, anvertraut blieben. Giovanna war, obwohl die elastische Größe und sanfte Fülle ihrer Glieder, wie der prächtige schlanke Wuchs, sie mehr für eine Römerin ansehen ließen, doch ihrem scharfen und afrikanischen Gesichtsausdruck nach eine ächt neapolitanische Landesschönheit. Ohne irgend freundlich und gesprächig zu sein, aber doch mit jenem heimlichen, verschmitzten Lächeln, das die Stelle der Koketterie bei ihr vertrat, hieß sie uns ihr zu folgen, und geleitete uns nun durch die dichtverschlungenen Laubgänge hinunter zu den Treibhäusern, Grotten, Felsen-Anlagen und unterirdischen Höhlen und Hallen, welche dies märchenhafte Gebiet des Duca Rocca Romana bilden. Den eigenthümlichsten Eindruck machte der Tanzsaal, zu dem man eine in das Meer hinunterführende Treppe abwärts steigt, und der in dem von den Fluthen umspülten Felsen ausgebaut ist. Die Wände dieses weiten

hohen Saales sind mit Muscheln und Korallen verziert, von der Decke hängen buntfarbige Ballons zu Lampen hernieder, Marmor-Statuen stehen groß und geheimnißvoll umher, oder der Blick fällt auf ausgestopfte Schlangen und Seeungeheuer, die im Hintergrunde in seltsam ausgestreckter Haltung lauern. Die in den Felsen gehauenen natürlichen Sitze sind mit Tigerhäuten und Wildschweinsfellen überhangen, und dies giebt der schauerlich grillenhaften Romantik, die uns hier umfangen hat, noch einen besonders unheimlichen Ausdruck. In dieser Halle giebt der alte Herzog Rocca Romana an bestimmten Tagen im Jahre einen Ball, der seine Nachbarschaft vom Posilip und die glänzendste Gesellschaft Neapels hier vereinigt. Draußen, unmittelbar an der Thür dieses Salons, wo an einen engen Felsengang sogleich die Meereswelle anspült, hängen verschiedene Fischbehälter, von denen der eine mit großen Riesenschildkröten, ein anderer mit den berühmten großen Forellen gefüllt ist, die aber von den Lazzaroni sehr häufig herausgestohlen werden sollen, was den alten Fürsten dann jedesmal bis zu Thränen bewegen soll.

In einer Felsenspalte, in welche das Meer eingeschlossen ist, und die von einem großen Stein verschlossen

gehalten wird, sahen wir aber dann eine der größten zoologischen Merkwürdigkeiten, die wir bisher oft in das Reich der Fabel versetzt glaubten. Es waren dies fliegende Fische, von denen der Duca Rocca Romana, welcher lauter Wunder um sich her zu gruppiren liebt, eine sehr bedeutende und zahlreiche Menge zusammengebracht hat. Diese Fische haben allerdings flügelartig gestaltete Flossen, die in einer wunderbaren Abschattirung blaugerändert sind. Das Naturell dieses Fisches scheint ein sehr lebhaftes zu sein, denn er hebt sich alle Augenblicke mit blitzenden Bewegungen über der Meereswelle empor, verweilt fast mit ganzer Gestalt über dem Wasser, und taucht dann in einem seltsamen Farbenspiel, das den ganzen kleinen Körper illuminirt, wieder unter. Daneben lag eine andere Felsgrotte, in der uns wieder neue Wunder empfingen, denn diese Grotte war ganz mit zertrümmerten Statuen angefüllt, in deren Mitte, aus Fels und Meerfluth, eine sehr wohlgebildete Venus Anadyomene feierlich emporstieg. Es mußte dies seinen eigenthümlichen Sinn aus den Lebensschicksalen des alten Duca ziehen, denn daß die dem Meer entstiegene Liebesgöttin, die sonst den Frühling und das Leben in die Schöpfung brachte, hier nur eine Welt von Trümmern zu ihren Füßen sieht,

und nur über kalte herzlose Marmorblöcke ihre Herrschaft antritt, konnte wahrscheinlich erst aus der Biographie des alten Herzogs seine Erklärung empfangen. Unsere ängstlich fragenden Blicke, welche wir auf unsere Führerin, die schöne schlanke Giovanna, richteten, blieben von dem einsylbigen Mädchen, die sonst mehr zu wissen schien als sie sagte, gänzlich unbeantwortet, obwohl ihr in beständiger Bewegung sich befindendes Mienenspiel in ein schelmisches und frohes Lächeln überging, als sie unsere verwundert umherblickenden Gesichter jetzt bemerkte. Wer Venus Anadyomene sei, wußte sie als Tochter des classischen Himmels wohl ganz genau, und sie schien, ihrem Amt als Cicerone getreu, uns keine Erörterung darüber schuldig bleiben zu wollen. Aber, schön und klug wie sie war, wußte sie ohne Zweifel auch manches Geheime aus dem Hause des Duca, doch über ihre ernsten, verschwiegenen Lippen floß keine Bemerkung, die unserer Neugierde irgend hätte entgegen kommen wollen.

Aus der Grotte dieser seltsamen Venus Anadyomene begaben wir uns auf ein in das Meer hinausgebautes Belvedere, wo wir von einer trefflichen Aussicht überrascht wurden. Es kann von diesem Belvedere zugleich

eine Schiffsbrücke ins Meer hinuntergelassen werden, wenn der Herzog zu Schiffe gehen will, um seine Spazierfahrt auf dem Meere zu machen. Er scheint aber auch ein literarischer Mann zu sein, und zwar in einem gewaltigen Maßstabe, denn auf der Felsenhöhe am Meere, auf der ein kleiner chinesischer Tempel klebt, hat er sich ein Lesecabinet erbauen lassen, zu dem eine einsame Wendeltreppe aus dem Tempel hinaufführt. Auf dem Lesetisch aber lag lauter verlegene Waare von Büchern, wie man sie bei Leuten findet, die mit der Literatur eigentlich keine Gemeinschaft haben, und zu denen jedes Buch nur auf eine zufällige Weise sich verirrt. Darunter befand sich auch eine französische Uebersetzung von Hammer's Geschichte des Osmanischen Reichs, die aber in noch nicht aufgeschnittenen Bänden umherlag, einige Textbücher zu Verdi'schen Opern, und Ségur's Geschichte des napoleonischen Feldzugs in Rußland und des Rückzuges und Unterganges der großen Armee. Dies letztere Buch schien sehr genau gelesen zu sein, und war mit vielfachen Randbemerkungen versehn. Wir erinnerten uns dabei, daß der Bruder des Herzogs, der bekannte General Rocca Romana, einer der angesehensten Parteigänger Murat's, den Krieg von 1812 in Rußland

unter den Fahnen Napoleons mitmachte und dort in der Schlacht sein Leben verlor. Aus einer jener handschriftlichen Randbemerkungen ersahen wir, daß dies Berichtigungen und Ergänzungen sein mußten, welche aus den Briefen des verstorbenen Generals an seinen Bruder entnommen waren.

Endlich aber, als wir wieder in den Garten hinaufgestiegen waren, und uns auch der wunderbaren Thierwelt, die der Fürst hier beherbergt, zugewandt hatten, sollten wir auch den Duca selbst in Person antreffen. Nachdem wir seine große, zum Theil nur mit ausgestopften Exemplaren angefüllte Menagerie durchwandert waren, und uns im Vorübergehen auch mit einigen sehr schönen lebendigen Adlern und Straußen zu befreunden gesucht, gelangten wir in ein anmuthiges, sehr geschmackvoll aufgeführtes Glashaus, wo, wie unsere Führerin uns mit einem ziemlich gleichgültigen Ton, und als ob es gar nichts Besonderes wäre, anzeigte, der Fürst selbst sich anwesend befand. Es schien durchaus nichts Bedenkliches zu haben, daß die Fremden, welche das seltsame Haus besuchten, sich hier auch ohne Weiteres mit dem Herrn desselben begegneten, und so schritten wir getrost vorwärts, den auffordernden Winken der schönen Giovanna folgend, die uns

keck voranschritt und gar keinen großen Respect vor ihrem Herrn und Gebieter zu haben schien.

Hier, in dem von Platanen und Palmen dicht umlaubten Glashause, zwischen den herrlichsten und seltensten Gewächsen, zwischen lautschreienden Affen und Cacadu's, saß der alte Fürst, wie ein Mandarin angekleidet, in einem bunten chinesischen Schlafrock, mit einer turbanartigen Mütze, ganz und gar vertieft in das gewiß sehr sinnreiche Spiel mit seinem Lieblingsaffen, der eben die Gnade genoß, von ihm auf den Schooß genommen zu werden.

Der Fürst bewillkommte uns wie alte Bekannte, fast ohne uns anzusehen, indem er uns in einem sehr geläufigen Französisch einlud, mit seinen kleinen Sehenswürdigkeiten vorlieb zu nehmen. Da er gar keine Formen beobachtete, gab es auch keine Gelegenheit, sie gegen ihn anzuwenden, und man fühlte sich so behaglich mit ihm, wie mit einer unterwegs gemachten Reisebekanntschaft, die man ohne alle Consequenzen unterhalten und wieder abbrechen kann. Dann machte er uns auf die lustigen Sprünge seines Affen aufmerksam, den er Hektor nannte, und der sich zugleich durch seine Grimassen auf die unwiderstehlichste Weise auszeichnete, so daß der Duca Rocca Romana alle Augenblicke in

ein schallendes Gelächter über ihn ausbrach. Er belehrte uns dann wieder in einem sehr humanen Ton über alle die merkwürdigen Eigenschaften seines Lieblingsaffen, erzählte uns einige besonders kluge Streiche Hectors, und setzte sich dann still nieder, ohne sich weiter um uns zu bekümmern. Er war ein großer hagerer Mann, mit einem seltsamen Gesichtsausdruck, in dem sich große Leiden des Gemüths abgebildet zu haben schienen. Er sah nicht mehr so aus, als ob er bei den neuen Muratistischen Umtrieben in Neapel betheiligt sein könne, obwohl sein Bruder einer der vertrautesten und ergebensten Anhänger Joachim Murat's war, und die Familie Rocca Romana für engverbunden mit den Muratisten gilt. Der alte Herr bekümmerte sich in dieser grillenhaften Einsiedelei, in die er sich zurückgezogen, wahrscheinlich gar nicht mehr um die Interessen der Gegenwart, doch schienen hübsche Mädchen, wie Giovanna war, der er mehrmals verstohlen zulächelte, noch Gnade vor seinen Augen zu finden.

In seiner Jugend soll er als Sonderling, und ritterlicher Aventurier zugleich, sehr viel Redens von sich gemacht haben, und man erzählt noch heut von mehreren sehr komischen Duellgeschichten, die er be-

standen haben soll. Mit einem französischen Obersten hatte er einen Streit, der durch ein Duell zu Pferde ausgeglichen werden sollte. Der Colonel war zur rechten Zeit auf seinem Pferde auf dem Kampfplatz erschienen; Rocca Romana, dem die Sache erst spät wieder eingefallen war, nahm in aller Eile einen Fiacre, und langte in demselben zum größten Erstaunen seines Gegners an. Der französische Oberst erinnerte sogleich an die erste Bedingung des Duells, daß dasselbe zu Pferde stattfinden solle. Rocca Romana entschuldigte sich mit seinem schlechten Gedächtniß, das ihm auch diesmal wieder einen dummen Streich gespielt habe; er werde aber die richtigen Bedingungen des Duells sofort wieder herstellen. Dann besann er sich keinen Augenblick, trat zu dem alten klapperigen Gaul hin, der vor dem Fiacre angespannt war, und schirrte denselben mit seinen eigenen Händen aus. Nachdem dies geschehen, schwang er sich hinauf, und stellte sich mit gezücktem Säbel, denn dies sollte die Waffe des Zweikampfes sein, seinem Gegner gegenüber. Diese lächerliche Erscheinung des Duca Rocca Romana, der auf dem hochbeinigen, dürren Fiacrepferde mit der darüber geschwungenen Waffe eine höchst komische Rolle spielte, konnte der Franzose nicht ertragen. Er brach in ein unauf-

haltsames, nicht enden wollendes Gelächter aus, wobei er sich durchaus nicht mehr in der Lage fühlte, sich zu schlagen. Da er fortwährend lachen mußte, je ernster und erboßter sein Gegner wurde, so blieb ihm zuletzt nichts Anderes übrig, als mit wahrhaft französischer Chevalerie dem Duca die Hand zu reichen und unter Hinzufügung zufriedenstellender Erklärungen um gütliche und freundschaftliche Beilegung ihres Streits zu ersuchen, womit sich alle Secundanten einverstanden erklärten. Aber Rocca Romana, den dies Gelächter vollständig wild gemacht hatte, wollte von einer solchen Aussöhnung durchaus nichts hören. Er legte sich mit seinem Degen aus, und zwang den Colonel sich zu vertheidigen. Bald aber stieß er demselben den Degen tief in die Brust hinein, und er bereuete seine Grausamkeit nicht, denn er glaubte die Spuren des fatalen Gelächters noch in den Mienen seines sterbend zusammengesunkenen Gegners zu bemerken.

Giovanna war, als sie uns zum Garten hinausbegleitete und ihren Führerlohn empfangen hatte, zufriedener in ihrem Aussehen und redseliger geworden. Sie erzählte uns, auf unsere Frage, ob der Duca vermählt sei, daß er vor ungefähr zehn Jahren, als die Herzogin gestorben, sich wieder verheirathet und seiner

Köchin seine Hand geschenkt habe. Giovanna machte sich durch diese naive Offenherzigkeit zwar verdient um unsere Neugierde, aber sie verrieth uns damit zugleich den etwas desorganisirten Zustand, in dem sich das Reich des Duca zu befinden schien. Hatte sie nun aber so viel geplaudert, so konnten wir auch noch ferner in sie dringen, und sie erzählte, mit einem gewissen bedeutungsvollen Ausdruck, weiter, daß die Frau des Duca aber vollkommen wie eine Fürstin lebe und als solche von dem Duca anerkannt sei, wie auch die aus dieser Verbindung hervorgegangenen Prinzen und Prinzessinnen ganz und gar als legitime Kinder behandelt würden. Aber seit einiger Zeit, fügte Giovanna achselzuckend und mit einem leisen, seltsam bewegten Ton hinzu, ist die Herzogin Rocca sehr krank, und die Aerzte, die täglich aus Neapel heraufkommen, wollen keine großen Hoffnungen für ihre Genesung geben.

Wir beurlaubten uns von Giovanna, welche uns bis zur Gartenpforte hinauf ihr Geleit gegeben hatte. Wenn wir ihr einst wieder begegnen, mag sie längst Herzogin Rocca geworden sein, denn die Verhältnisse schienen allerdings von der Art, daß man ein solches Avancement der schönen Gärtnerstochter immerhin erwarten konnte. Der Duca Rocca Romana war zwar

alt und gebrechlich, aber er hatte in seinem Hause der Venus Anadyomene ausdrücklich einen Dienst geweiht, in dem sie über lauter Trümmern aufgehen mußte.

Wir brauchten draußen unsern Wagen nicht wieder zu besteigen, sondern ein kleiner Spazierweg führte uns jetzt zur Villa der Lady Salza, die dicht neben der des Duca Rocca Romana befindlich ist. Wir erblickten die Villa Salza sogleich vor uns, ein schönes, in Form einer Festung mit Wartthürmen und Mauerschanzen in's Meer hinausgebautes Haus, das die bekannte englische Lady, welche sich durch ihre ungeheuern Reichthümer und durch ihr großes Herz für das Volk in Italien einen Namen gemacht hat, noch in diesem Augenblick bewohnt. Lady Salza, die einen Theil des Posilip käuflich an sich brachte und auf ihre Kosten bebauen ließ, ist außerdem besonders durch ihre romantische Heirath mit einem schönen neapolitanischen Lazzarone bekannt geworden. Die Liebe zur Natur und zum Volke hatte das Herz der alle gesellschaftlichen Rücksichten verachtenden Lady dahin getrieben. Lady Salza gehörte zu den Engländerinnen, welche allein und ohne jede Begleitung die ganze Welt durchreisen, und Geld genug mit sich führen, um ihre Grillen zu Idealen stempeln zu können. Am Hafen von Neapel spazieren

gehend, sah sie oftmals den kräftigen, gliederstarken Giuseppe, der dort an der Erde lag, und mit einer wunderbaren Ruhe und Heiterkeit im Gesicht nichts that, als das Meer und den Himmel zu betrachten. Einige Male hatte sie ihn schon angeredet, nach Diesem und Jenem gefragt, und stets Antworten von ihm erhalten, durch welche sie sich entzückt fühlte. Zwar hatte Giuseppe nicht viel auf den Beinen, aber dies ächte Kostüm des Naturkindes schreckte die empfindsame junge Lady nicht ab, die in Alt-England ohne Zweifel über diesen Anblick noch in Ohnmacht gefallen wäre, aber, seitdem sie im Lande der Statuen weilte, ihren plastischen Sinn bedeutend ausgebildet hatte. Bald benutzte sie ihn zu Aufträgen und Commissionen aller Art, sie ließ sich oft von ihm durch die ganze Stadt begleiten und führen, und was die Lady unterwegs einkaufte, mußte er ihr in's Hôtel tragen. Giuseppe stand sich sehr gut dabei und wurde von allen Collegen am Hafen beneidet. Lady Salza aber erklärte ihm eines Tages, als er ihr wieder ihre Einkäufe auf ihr Zimmer gebracht hatte, daß er sehr bildungsfähig sei, worüber Giuseppe aus vollem Halse lachen mußte. Er zeigte dabei so wunderbar seine schönen weißen Zähne, und seine großen schwarzen Augen lachten und schimmerten

so treuherzig, daß die Lady sich diesmal wirklich nicht enthalten konnte, ihm um den Hals zu fallen. Sie sah die Göttlichkeit des Naturkindes in ihm verkörpert. So kam diese Ehe zwischen der schönen reichen Lady und dem armen Lazzarone zu Stande, die ihrer Zeit ein so großes Aufsehen erregte und in allen europäischen Journalen besprochen wurde. Aber die Ehe war von Seiten der Lady zu ideal gedacht, als daß sie anders als mit einer Enttäuschung hätte endigen können. Sobald Giuseppe Beinkleider angezogen und seine plastischen Formen damit zugedeckt hatte, hörte er auch auf, ein Ideal zu sein, und die Lady sah mit Entsetzen, was sie angerichtet hatte. Auch die Bildungsfähigkeit Giuseppe's war ein schwärmerischer Mädchentraum gewesen, die Ehe mußte endlich getrennt werden, und Giuseppe erhielt von seiner Gemahlin ein bedeutendes Monatsgehalt ausgezahlt, wofür er sich verpflichtete, außerhalb Neapels sich aufzuhalten. Er lebt jetzt als Gentleman von seiner Rente in Florenz, und Lady Salza hat ihr volksthümlich schlagendes Herz jetzt ausschließlich darauf gerichtet, den Armen auf dem Posilip Gutes zu thun.

Es gab weiter keine Sehenswürdigkeiten in ihrem Hause, als den Bau der Villa selbst, und da der Ein=

tritt in dieselbe gastlich offen stand, so säumten wir nicht, einen Spaziergang durch das Haus zu machen. Die Lady schien in ihrer Einrichtung überall das Erhabene und Colossale zu lieben, und hatte im Innern des Hauses, in Flur und Nischen und Treppen eine Marmorpracht verstreuen lassen, die, verbunden mit vielen ächten Antiken, welche in einer weiten Halle umherstanden, einen wahrhaft großartigen Anblick darbot. Nur darüber konnten wir nicht klar werden, warum sie den Theil ihres Hauses, der nach dem Meere hinaus lag, zu einem förmlich befestigten Castell, das mit seinen starken Mauern und Thürmen einem Angriff von Außen Trotz bieten zu sollen schien, gemacht hatte. Dieser kriegerische Vertheidigungszustand hinten contrastirte auf eine in der That räthselhafte Weise mit der friedlichen Plastik und Kunst, die im Vordertheil dieses Hauses so sorglos regierte. Da Lady Salza schwerlich eine feindliche Landung von der Meerseite aus zu fürchten hat, indem Giuseppe bei Verlust seiner Rente in Florenz bleiben muß, so kann ihr Vertheidigungszustand nach dieser Seite hin nur eine symbolische Bedeutung haben, indem die Lady, die ihr schmerzliches Liebesabenteuer mit dem Lazzarone

nicht vergessen zu können scheint, dadurch ihren festen Bruch mit Allem, was zum Meere gehört, erklären will.

Die Lady Salza muß sich übrigens jetzt schon in einem bedeutend vorgerückten Alter befinden, denn sie war schon einmal verheirathet gewesen, ehe sie ihr unglückliches Abenteuer mit dem Lazzarone gehabt. Aus dieser ihrer ersten Ehe stammte eine Tochter, welche sich mit dem Fürsten Bagnano vermählte, und die zu der Zeit, als Fürst Schwarzenberg Gesandter in Neapel war, wieder aus dieser Ehe geschieden wurde. Die Fürstin Bagnano, die eine der größten Schönheiten Neapels war, soll seitdem abwechselnd auf der Villa ihrer Mutter leben, und den Erinnerungen an ihren Freund Schwarzenberg in dieser Einsamkeit nachhängen.

Es war sehr still in dem schönen eigenthümlichen Hause, und von dem Walten der Lady Salza war keine Spur wahrzunehmen. Doch hörten wir plötzlich fröhliche, geschwätzige Kinderstimmen, und eine Schaar kleiner Mädchen, die zwar ärmlich aber ungemein sauber angezogen waren, kam aus den oberen Gemächern des Hauses die Marmortreppe herunter gestiegen. Wir hörten, daß dies die Lieblinge der Lady Salza seien, die sie sich aus den armen Kindern der Umgegend ausgewählt, und in jedem Monate einige Male um sich

versammelte, um sich von ihren Fortschritten zu überzeugen, und sie zu belehren und zu beschenken.

Lady Salza sorgt überhaupt für alle armen Kinder, die auf dem Posilip wohnen, und für welche sie eine eigene Schule bauen ließ, die nebst den Lehrern ganz und gar auf ihre Kosten unterhalten wird. Zweimal im Jahre speist sie alle Armen, die zur Bevölkerung dieses paradiesischen Hügels gehören und die, nachdem sie gesättigt worden, noch ein bedeutendes Geldgeschenk aus ihren Händen empfangen. Lady Salza hat sich durchaus zur wohlthätigen Fee des Posilip gemacht, und man hört ihren Namen überall in den Dankgebeten der Armen und der Leidenden flüstern. Es muß ein menschenfreundlicher, hoher Genius in dieser Frau wohnen, denn auch für das Vergnügen der armen Leute ist sie besorgt, und sie veranstaltet ihnen zu gewissen Zeiten des Jahres Volksspiele aller Art, und besonders die beliebten Kletterstangenfeste, bei denen sie bedeutende Preise an Geld, Kleidungsstücken, Uhren und Lebensmitteln auswirft. —

Wir setzten unsere Fahrt auf der Strada nuova di Posilipo jetzt rascher fort und kamen jetzt an der Villa des Grafen Aquila vorüber, einem einfachen Landhause mit grünen Jalousien, auf dessen Balcon, der

mit Damen angefüllt war, Graf Aquila eben heraus-trat. Unter den Damen befand sich auch die Gemahlin des Prinzen, eine Schwester des Kaisers von Brasilien, und Schwägerin des dritten Sohnes Louis Philipps, des Prinzen von Joinville. Sie schien eine Frau von großer Anmuth und Lebendigkeit zu sein, und redete zu ihrem rückkehrenden Gemahl mit einem Eifer, der sich zugleich durch die ausdrucksvollste Gebärdensprache zu erkennen gab.

Wir eilten nun ohne Aufenthalt weiter, um auf die Spitze des Posilip zu gelangen, und den Gipfel unserer heutigen Genüsse zu ersteigen. Zuvor gelangten wir noch an der reizenden Villa der Markgräfin von Ans-pach (Lady Craven), der König Ferdinand I. hier auf einem der schönsten Puncte des Posilip das Terrain dazu verehrte, und an der Villa des Sängers Lab-lache vorüber, die jetzt nach dem Tode des ungeheuren Bassisten gänzlich leer und verödet steht. Lablache hatte sich diese Villa am Meere als Ruhesitz erbauen lassen, auf den er sich einst von seiner künstlerischen Laufbahn, wenn Alles verklungen und ausgesungen war, zurückzuziehen gedachte. Aber er brachte stets nur einige Sommermonate hier zu; vielleicht konnte er die Con-currenz der Meereswelle, die zuweilen noch stärker

brausen konnte als er, nicht recht vertragen. Immer aber zog es ihn wieder nach London und Paris in die gewaltigen Strudel des Gesanges zurück, in denen er mit dem länderbewältigenden Dreizack seines Basses als Stürme erregender und bändigender Poseidon herrschte. Aber der majestätische Ochs, wie man diesen Sänger in der höchsten Extase nannte und nennen mußte, hat sich jetzt ausgebrüllt, und seine Concurrenten, die Meereswellen, schlagen dort am Fuße seiner still gewordenen Villa mit elegischen Klängen zusammen.

Jetzt waren wir auf der Höhe angelangt, wo der Golf von Neapel in der Wunderpracht aller seiner Gebilde sich zu unsern Füßen streckte, und uns einen Zauberspiegel von berauschenden Farben und Formen der Landschaft, von einer unvergleichlichen Fülle des Lebens und der Geschichte entgegenhielt. Man ist hier in den Brennpunkt der größten Schönheiten Neapels getreten, und von allen Seiten her, in einem weiten, blitzenden, lachenden Panorama, neigen sich uns die Blüthenspitzen dieser paradiesischen Gegend, alle diese Inseln und Vorgebirge und Buchten; in einem leuchtenden Glanz und in einer hinreißenden malerischen Gruppirung entgegen. Die Landschaft und das Meer schweben an dem purpurnen Saum des Horizontes zu-

sammen; in wunderbaren, lauen, kosenden, farben-schillernden Lüften liegt das ganze vielgestaltige Bild eingesponnen, und zuweilen glaubt man Alles, was man sieht, zugleich tönen und singen, jubeln und jauchzen zu hören.

Dem Auge zunächst stellt sich die seltsam gestaltete Insel Nisita dar, die in geringer Entfernung von dem Festlande daliegt. Diese kleine Insel, die einst ein Eigenthum des berühmten Schwelgers Lucullus und seines Sohnes war, hat in alter wie in neuerer Zeit auch eine gewisse politische Bedeutung gehabt. Der Römer Brutus, der ein Verwandter des Sohnes des Lucullus war, verweilte hier oft, und kam hier einst-mals mit Cicero zusammen, um eine politische Be-sprechung mit ihm abzuhalten. Die Königin Johanna I. von Neapel hatte hier ein Landhaus, auf dem sie sich verbarg, nachdem sie in einer politischen Katastrophe aus Neapel hatte entfliehen müssen. Auf der hochstei-genden, am reizendsten gelegenen Seite der Insel sieht man noch einige Ruinen dieses alten Hauses der Kö-nigin Johanna. Auch der verstorbene König Ferdi-nand II. faßte eine gewisse Vorneigung für die Insel Nisita, und ließ sich auf derselben ein Schloß bauen, das er aber im Jahre 1848, wo er sich nirgend hin-

länglich sicher und ruhig fühlte, wieder zu bewohnen aufgab. Das alte Schloß, das auf der Insel sich befand, bestimmte er zum Staatsgefängniß, und es wurden hier vorzugsweise die politischen Gefangenen untergebracht, die in den Kämpfen des Jahres 1848 auf der Seite des Volkes und der Freiheit gestanden, oder, wie Ferdinands Staatsminister, der edle Poërio, sogar den vom König befolgten Rath zu einer Verfassung gegeben hatten. Die niedrigsten Schandthaten, durch welche ganz Europa in Aufregung gerieth, wurden hier an den Gefangenen von Nisita verübt, deren Kerker besonders ergiebig für alle Tücken und Bosheiten eines Tyrannenregiments waren und alle Schauder der Gefangenschaft verdoppelt in sich trugen. Auf der Insel des üppigen, schwelgerischen Lucullus, der hier oft die Leckerbissen der ganzen Welt zu einem einzigen Gastmahl zusammenholen ließ, hatte jetzt die Noth, die Entbehrung alles Menschlichen, der Hunger und die schimpflichste Ernährung mit Schmutz und Unrath ihren Sitz aufgeschlagen. Hier saß Poërio, dessen Gesundheit diese Kerkerleiden für immer zerstörten, mehrere Jahre, bis die Amnestie, die für ihn und seine Gefährten eine Deportation wurde, den nicht mehr zur Freiheit und zum Glück Fähigen aus dem schauder-

vollsten Kerker hervorrief. Ueber diesem tiefen menschlichen Elend schwebte hier wieder die Schönheit der Natur mit ihrem reizendsten und kokettesten Lächeln! In diesem Augenblick sollen es besonders viele Geistliche sein, darunter auch ein Bischof, welche in den Gefängnissen von Nisita schmachten, und dort meistens geschlechtliche Sünden abbüßen, die niemals ganz zur Kenntniß der Oeffentlichkeit gelangen.

Zwischen Nisita und der Spitze des Posilip sieht man noch einen Felsen hervorragen, auf welchem, nach der Pest von Messina, der Herzog von Alba, unter König Philipp von Spanien, ein Lazareth für die Quarantaine errichten ließ, das sich auch heut noch im Gebrauch befindet.

Hinter Nisita liegt, in Meer und Luft wie in einer rosigen Purpurwolke gebettet, die campanische Insel Procida, deren Bevölkerung griechischen Ursprungs ist, und auf der man noch an besonderen Festtagen die schönen Frauen von Procida im griechischen Kostüm einherwandern sieht. Diese schöne, glückliche Insel wurde schon in frühen Zeiten für ein verzaubertes Eiland, für eine Art von Elysium angesehen, und selige Nymphen nahmen hier den Wanderer auf, und zogen ihn in ihre Musen- und Liebesspiele hinein. Auf der Höhe

dieser Insel erblickt man ein Schloß, das wegen seiner reizenden Aussicht auf Baja und die Insel Ischia von den Königen von Neapel oft zum Wohnsitz bestimmt wurde. Auch König Ferdinand II. versuchte hier eine Zeit lang in diesem Paradies seinen Aufenthalt zu nehmen, aber die trotzige und verzweifelte Melancholie, in welche das Tyrannengemüth des Königs sich zuletzt kleidete, verfeindete ihn nicht nur mit der Menschheit, sondern auch mit der Natur. Er konnte es bald auf der heitern, zauberischen Insel nicht mehr aushalten, und entwich von dem Schlosse und dessen entzückenden Aussichten, die seinem Sinn entgegen waren. Aus Aerger über die Schönheiten, welche ihn dies Schloß hatte genießen lassen, bestimmte er, daß es fortan ein Gefängniß werden sollte. Die Kerker wurden mit all der Grausamkeit und Qual, die in Italien dazu erforderlich ist, eingerichtet, und eine ganze Schaar von politischen Gefangenen, an denen es in Neapel keinen Augenblick fehlt, wurde auch hier eingesperrt. Unter einem solchen Regierungssystem kann nur jedes Stück Erde befremden, das nicht ein Kerker ist, aber dennoch überwächst hier die mächtige Blüthenfülle jede darin eingehüllte Pein mit strahlender Pracht, und die Lüfte spielen und gaukeln so lind und unschuldig, als ob sie

nur die Seufzer lauter glücklicher und freier Menschen in sich aufgenommen hätten.

Auf der Spitze des Posilip stehend, konnten wir uns von all diesen beglückenden Fernsichten nicht so bald trennen. Unsere Blicke verweilten noch lange auf diesen seligen Gebilden, die wie sanftleuchtende Sterne am Horizont schwebten, und in's Meer gefallen, eine feste Gestalt in Land und Fels angenommen zu haben schienen. Dort, mit den Augen an dem herrlichen Baja vorüberschweifend, sahen wir hinter Procida die große Insel Ischia sich erheben, welche die bedeutendste und ansehnlichste Gestaltung im Golf von Neapel hat, und mit ihrem leuchtenden Glänzen und Glühen zu ihren uns wunderbar entgegenschwellenden Reizen hinüberlockte. Ihr gegenüber lachte das tempelreiche Sorrent, mit seinen feenhaften Orangengärten und üppigen Weinhügeln, mit seinen blühend umrankten Ruinen, in denen die uralte Vergangenheit mit dem ewig neuen, unvergänglichen Leben der Natur um die Schönheit und Kraft wetteifert. Nicht weit davon senkt sich das Auge auf die seltsam gestaltete Insel Capri nieder, die dort in der Figur einer schlafenden Ziege vor uns ruht, und gegen deren felsige Ufer und Klippen das Meer mit weißlich schäumender Brandung anschlägt, während

sonst über den ganzen mild und friedensvoll daliegenden Wasserspiegel keine einzige kräuselnde Bewegung geht. In der durchsichtigen, bläulich hellen Luft glauben wir auf der Höhe des östlichen Vorgebirges von Capri die Ruinen vom Palaste des Tiberius zu sehen. Zu einer wunderbaren, klingenden Feier verschweben alle Bilder und Fernsichten. Die Lichter und Farben glühen, die Meereswellen kommen und schwinden in leisen magischen Kreisen, und was man festhalten will, scheint nur ein glücklicher Traum zu sein.

Bei der Rückkehr vom Posilip nahmen wir den Weg, der nach der Grotte des Posilip durch die Strada di Piedigrotta führt. Blitzend tauchte der Sonnenstrahl auf einige Augenblicke in die Grotte nieder, als wir hindurch fuhren, und durchleuchtete die alte, sonst in nächtlicher Dämmerung eingesponnene Höhle, die schon in frühen Zeiten hier durch den Tufffelsen gehauen worden, mit einer zauberhaften Magie. —

II.

Das Wunder des heiligen Januarius.

In San Lorenzo, einem wenig bevölkerten, aber wegen seiner vielen Kirchen und Klöster in besonderer Heiligkeit stehenden Stadttheile Neapels, hat der große Schutzpatron der Stadt, San Gennaro, der noch immer mit dem Wohl und Wehe Neapels genau zusammenhängt, seine ihm geweihte und seinen Namen tragende Kirche. Es ist dies die Kathedrale San Gennaro, deren Portal in einer sehr engen Quergasse der Tribunalstraße liegt. Diese Kathedrale hat zugleich ihre Nachbarin, die uralte Basilica S. Restituta, die hier auf den Trümmern eines Apollo- und Neptunus-Tempels erbaut stand, in sich aufgenommen, und sich mit derselben dergestalt zu einem Ganzen vereinigt, daß die Restituta nur zu einer großen Kapelle der den Platz behauptenden Kathedrale geworden ist. Es hat sich hier außerdem eine der großartigsten Combinationen

des christlichen Kirchenbau's mit der heidnischen Antike vollbracht, die man in Italien sehen kann. Die Säulen der alten Tempel sind an den Pfeilern bewahrt geblieben, und wie sie einst den Dienst der alten mythologischen Götter umschlossen, so bewahren sie jetzt ein Geheimniß in sich, das entweder viel mehr oder viel weniger als Neptun und Apollo ist, und das größte Wunder der modernen Welt wäre, wenn man es nicht für die größte Verhöhnung alles Wunderglaubens in Religion und Geschichte halten müßte. Denn in dieser Kapelle wird das Blut des heiligen Januarius aufbewahrt, und noch mehr: an gewissen Tagen des Jahres, namentlich im Mai und September, und auch sonst, wenn sich etwas Bedeutungsvolles in Neapel ereignen wird, geräth dies Blut in dem Flacon, in dem es gehalten wird, in eine seltsame Gährung, indem es flüssig wird und sich zu bewegen anfängt. Das Blut dieses heiligen Märtyrers, dessen wunderbare Thaten und Begebenheiten man an den Seitenwänden der Kapelle Maria del Principio in den Basrelief-Figuren dargebildet sieht, ist zugleich ein nationaler Besitz, auf den die Neapolitaner stolz sind, und den man ihnen nicht wieder entziehen könnte, ohne ihre Ehre zu kränken oder sie um eines ihrer liebsten und größten Feste,

das aus den Blutungen des heiligen Januarius hervorgegangen, zu bringen. Es entspricht zugleich dem Volkscharakter, zu einem blutenden Heiligen zu beten und sich von ihm beschützen zu lassen, denn der Neapolitaner, obwohl ihn auch viele gutmüthige und kindliche Züge charakterisiren, ist auch in seinem eigentlichen Wesen düster, gewaltsam, und tränkt leicht mit Blut alle Entscheidungen und Begebenheiten, um die es sich für ihn handelt.

Neapel ist darum stets mit Heiligen, deren Blut sich in einem Wunderproceß wieder erneuerte und vor den Augen des Volkes von Zeit zu Zeit zu springen begann, gesegnet gewesen, und es gab noch im vorigen Jahrhundert den heiligen Etienne, die heilige Patricia, den heiligen Pantaleon und mehrere andere Heilige, die in verschiedenen Kirchen Neapels an gewissen Tagen des Jahres ihr Blut von Neuem quellen ließen und damit die wichtigsten und heiligsten Festtage der Kirche färbten. Aber der heilige Januarius trug am Ende den Sieg über alle mit ihm rivalisirenden Blutheiligen davon, die mit ihrem nicht zu beruhigenden Blut allmählig in die Rumpelkammer der Kirche zurückgelegt wurden. Es war ohne Zweifel zu viel des Bluts geworden, und die Autorität der Kirche selbst schien sich

nicht am besten dabei zu befinden. Der heilige Januarius aber war mit seinem Blut zu sehr im Volksleben der Neapolitaner eingebürgert, als daß die Kirche, selbst in ihrem innersten Interesse, hätte wagen dürfen, Hand an dies einem lächerlichen Jahrmarktsspiel gleichende Wunder zu legen. Der heilige Januarius, der zu Anfange des vierten Jahrhunderts unter dem Kaiser Diocletian Bischof von Benevent gewesen, und dann vielfach gemartert, zuletzt zu Puzzuoli enthauptet worden, hatte auch durch die Wunder-Ceremonie, welche sich an diese Legende knüpfte, der Stadt Neapel von jeher bedeutende Schätze zugeführt und aus allen Theilen der Welt Gläubige mit reichen und glänzenden Gaben für die Kirche hierher getrieben. Der Blutsegen des heiligen Januarius war daher auch dem Verkehr von Neapel zugutgekommen, und außerdem hatte sich in der ihm geweihten Kathedrale, in dessen unterirdischer Halle die Gebeine des Heiligen unter einem Altar begraben liegen, eine förmliche Schatzkammer San Gennaro's gebildet, deren Reichthümer und Werthsachen auf eine Million Ducati geschätzt werden.

Es ist dies die Capella di Tesoro, im rechten Seitenschiffe des Doms, deren Erbauung vom neapolitanischen Volk gelobt wurde, als die fürchterliche

Pest des Jahres 1526 die Stadt heimsuchte. Das Frontispiz dieser in einer beispiellosen Pracht strahlenden Kapelle, die nach dem Bauplan des Theatiner-Mönchs Francesco Grimaldi in Form des griechischen Kreuzes aufgeführt worden, ist mit zwei herrlichen Säulen von schwarzem gestreiftem Marmor geziert, und mit einer bronzenen Thür versehen, an welcher sich zwei Büsten des heiligen Januarius befinden. Durch diese Thür schreitet man in diese Kapelle ein, die einem Bazar voll außerordentlicher Werthe und Kostbarkeiten gleicht, obwohl dieselben beim ersten Ueberblick sogleich das Bedauern entstehen lassen, daß dieser Schatz nicht auf eine fruchtbringendere Weise angelegt worden, als in diesem heiligen Trödel, an den so große Summen weggeworfen worden. Der Schatz des heiligen Januarius besteht nämlich besonders aus zweiundvierzig Bronzestatuen und siebenunddreißig silbernen Büsten von Heiligen, die zum Theil an den sechs Altären und in den neunzehn Nischen aufgestellt sind, welche dort, eingefaßt von zweiundvierzig Säulen von Brocatello, den reichsten und bewunderswürdigsten Anblick darbieten.

Ein vornehmlich prachtvolles und kostbares Stück ist der Hauptaltar, der ganz aus Porphyr besteht, und

über dem zwei silberne Engel schweben, die ein Kreuz von Lapis Lazuli tragen. Auf der Vorderseite dieses Altars sieht man einen eigenthümlichen Zug dargestellt, nämlich den Transport des Körpers des heiligen Januarius, der durch mehrere Personen in einer feierlichen Prozession von Montevergine nach Neapel geführt wird. An der Spitze dieses Zuges befindet sich der Cardinal Oliviero Carafa, ein recht stattlicher Mann, den man auch als knieende Statue (angeblich nach einer Zeichnung des Michel Angelo) in derselben Kirche bei der Confession des heiligen Januarius (Ipogeo di S. Gennaro) sieht. Hier aber reitet er auf seinem guten Pferde dem Leichen-Conduct des großen Märtyrers mit einer gewissen Wichtigkeit voran. Ihm voran schreitet die schöne Sirene Parthenope, welche Neapel unter ihren besonderen Schutz genommen und der Stadt auch ursprünglich ihren Namen geliehen hatte. Mit der Nymphe schreitet zugleich eine männliche Figur einher, die den Fluß Sebeto, an dem Neapel liegt, repräsentiren soll. Beide sind vorausgezogen, um die Ankunft des großen Schutzheiligen zu feiern und zu verkündigen. Aber in diesem Augenblick ergiebt sich noch ein anderes merkwürdiges Schauspiel. Gestalten, die offenbar einen großen Schreck bekommen

haben, und die sich als den Hunger, die Pest und den Krieg symbolisiren, schicken sich beim Anblick des heiligen Märtyrers an, die Stadt zu verlassen. Ihre Blicke drücken wahres Entsetzen aus, denn sie haben nun eingesehen, daß es mit ihrem Regiment in Neapel zu Ende ist, sobald der heilige Januarius dorthin gekommen. Eine andere Gestalt windet sich gar auf eine klägliche Weise am Boden und wird unter die Füße getreten, es ist die Ketzerei, der so arg mitgespielt wird. Freilich, in einem Lande, wo man den Körper des heiligen Januarius und sein Blut besitzt, da muß von Stunde an alle Ketzerei aufhören. Es kann dann nur lauter wahre Gläubige geben, denn wenn man sich erst einmal entschlossen hat, an dieses Blutwunder des heiligen Märtyrers zu glauben, so ist man zugleich niet- und nagelfest in jedem Glauben geworden, und wird schwerlich noch an irgend Etwas zweifeln können. Neapel ist darum auch die katholischeste Stadt Italiens geworden, und vertritt den Katholizismus in allen seinen Consequenzen bei Weitem mehr und strenger, als Rom selbst. Der Protestantismus wird darum auch auf einem Gemälde von Domenichino, das in einer der Wölbungen dieser Kapelle sich befindet, ganz entschieden abgetrumpft. Man erblickt auf diesem Bilde

neben dem Caplan, der die Phiole mit dem Blut des heiligen Januarius trägt, einen bis auf die Zähne bewaffneten Jüngling, der die Reformatoren Luther und Calvin und ihre Werke mit Füßen tritt und ganz herzhaft auf denselben herumstampft. Er schwingt eine Fahne in seiner Hand, auf der man das Motto liest: „Semper virgo Dei genitrix immaculata“ (die Mutter Gottes, die unbefleckte Jungfrau, für immer!) Dieser streitfertige, die Reformatoren tretende Jüngling ist die ecclesia militans selbst, die jeden andern Glauben ausschließende und verdammende katholische Kirche, deren Sieg immer nur eine Vergewaltigung der Geister gewesen.

In der Sacristei hinter diesem Altar wird die aus vergoldetem Silber gefertigte Büste des heiligen Januarius bewahrt, und in einem Schrank mit silbernen Thüren befindet sich dort auch das Wunderbarste und Wunderthuendste unter allen katholischen Wundern, nämlich Haupt und Blut Sanct Gennaro's. Das Haupt des heiligen Märtyrers liegt in einem kostbaren silbernen Kästchen, welches mit Basreliefs aus der Geschichte des Heiligen ausgeschmückt ist. Das Blut des heiligen Januarius ist in zwei Phiolen eingeschlossen, die in einem silbernen Reliquiarium aufbewahrt liegen,

welches seltsamer Weise die Form einer runden Wagen-Laterne hat, die auf beiden Seiten mit einer Glasscheibe bedeckt ist. Die eine dieser Phiolen ist groß, die andere kleiner, und wenn man genau durch die Scheibe hineinblickt, gewahrt man darin allerdings eine rothe flockenhafte Masse, die wie getrocknetes Blut aussieht.

Der Altar selbst ist mit einer prächtigen Balustrade von Bronce umgeben, deren Geldwerth sehr bedeutend angeschlagen wird. Das eigentliche Altargemälde, welches vom Spagnoletto (Joseph Ribera) gemalt ist, stellt den großen Januarius in leibhafter Gestalt dar, wie er ganz wohlbehalten und gesund aus einem brennenden Ofen hervorsteigt, während die aufprasselnden Flammen die Soldaten ergreifen, welche den Heiligen hierher geschleppt hatten, um ihn diese furchtbare Strafe erleiden zu lassen.

Ein so gewaffneter und gefeiter Mann, wie der heilige Januarius, der allen Elementen gebieten konnte, mußte wohl eine Zauberkraft in sich tragen, die nicht ganz gewöhnlich war, und die sogar in seinem Blut noch nach vielen Jahrhunderten Eigenschaften übrig ließ, welche auf die Schicksale einer ganzen Bevölkerung einwirken mochten. Das Blut des heiligen Januarius

4 *

hat sich darum auch beständig mit den historischen und politischen Geschicken Neapels verflochten, und wenn das Blut in den Phiolen an den Tagen, wo man es erwartete, zu sieden und zu quellen unterließ, so bedeutete es gewiß ein schweres Unglück, das ganze Volk verlor den Muth zu leben und zu handeln, und erwartete in völliger Apathie den Untergang Neapels. Der Marschall d'Estrées suchte daher das Wunder zu zwingen, als er im Jahre 1702 Philipp V., König von Spanien, zur Besitzergreifung der Krone Neapels dorthin geleitete. Aber der Mitbewerber Philipps, der Erzherzog Karl, zählte unter der für ihn wirkenden Partei fast alle Priester und die dem Einfluß der Kirche hingegebenen Leute. Als daher das Fest des heiligen Januarius herangekommen war, verbreitete sich wie eine Schreckenskunde das Gerücht durch die Stadt: daß die Flüssigwerdung des Blutes diesmal nicht eintreten werde, was nur einen sehr unheilvollen, der Sache Philipps V. verderblichen Einfluß auf die Gemüther des Volks hätte hervorbringen können. Der Marschall d'Estrées ließ daher die Groß-Vicare und den Syndicus der Kathedrale zu sich berufen und hielt an diese geistlichen Herren eine donnernde Anrede. „Es ist mir zu Ohren gekommen, sagte der berühmte

Marschall, daß diesmal das Wunder sich nicht vollbringen soll. Ich rathe Euch, meine Herren, sich zu arrangiren. Wenn die Sache nicht so kommt, wie es mir paßt, so werde ich in der Nacht, welche auf das Fest folgt, Feuer an alle vier Ecken Eurer Stadt und an das Haus jedes Chorherrn legen lassen!"*)

Das Wunder ließ jetzt keine Minute auf sich warten. Es vollbrachte sich mit einer Pünktlichkeit und Präcision, wie man es lange nicht hatte eintreten sehn, und daß dies möglich war, konnte beweisen, wie genau und sicher die hier angewandte Maschinerie arbeitete, sobald die frommen Werkmeister des Wunders es wollten. Neuerdings hat man sogar die Chemie und die Infusorienkunde mit hineingezogen, um das Geheimniß zu erklären. Schildern wir aber zuerst und vor Allem die heilige Ceremonie selbst, welche unter Beistand der Gebete aller Gläubigen in Bewegung gesetzt wird, um an den Festtagen des heiligen Januarius zum Wohl Neapels sein Blut wieder flüssig aufschäumen zu lassen.

Entweder ist einer von diesen, in den niedern Klassen Neapels stets herbeigesehnten und herbeigebeteten Tage wiedergekehrt, oder es hat sich eine andere öffentliche

---

*) Michon, l'Italie religieuse p. 104.

Veranlassung dargeboten, die wichtig genug ist, um das Blut des Schutzheiligen dabei zum Beistand aufzurufen. Seit dem Morgen um acht Uhr versammelt sich dann das Volk in dichten Schaaren in der Kathedrale, um dem wunderbaren Experiment beizuwohnen. Die Gläubigen werden in die geräumige Kapelle des Schatzes eingelassen. Die starke und reichgeschmückte Balustrade, welche den Hauptaltar umgiebt, trennt die Zuschauer von dem innern Raum, in welchem der Priester zuerst die Messe zu lesen beginnt. Die Musik schwebt in lustigen Opernklängen hin und her, und bereitet durch heitere, tanzbeflügelte Klänge zu dem freudigen Ereigniß vor. Am Eingang der Balustrade steht der Kirchendiener mit dem langen, von schweren Goldtroddeln umflochtenen Stab, mit dem er ernst und streng Alle zurückwehrt, die sich im Schauenseifer einen näheren Zutritt zu dem Altar erobern wollen. Von Zeit zu Zeit aber schmelzen die strengen Falten seines Gesichts vor dem raschen Händedruck eines Fremden oder irgend eines vornehmen Mannes, der einige Geldstücke daran wendet, um in die Balustrade eintreten zu dürfen und dem Mirakel näher zu sein. Das Volk macht ihnen, als den Begünstigten, ohne Weiteres Platz, denn die Kirche hat die Leute auch darin wohlerzogen,

daß sie die Unterschiede gern anerkennen, welche das Geld auch in der Seligkeit und in der größern Berechtigung zu allen kirchlichen Ehren und Wundern hervorruft. Nachdem die, welche gut gezahlt haben, oder ein privilegirtes Ansehen genießen, ganz nahe zu beiden Seiten des Altars aufgestellt worden sind, verklingt nun allmählig die feierliche Handlung der Messe.

Die Gruppen der Andächtigen, die sich ringsumher in der Kapelle aufgestellt haben, werden immer lebendiger und gespannter. Man erblickt darunter Gesichter, besonders von Frauen, die in der That eine hinschmelzende Gläubigkeit in ihren schönen glühenden Augen und auf den vollen rothen Lippen tragen. Diese reizenden Frauen hoben mit fast tiefsinniger Inbrunst ihre Blicke zu dem Altar empor, und zwar gerade zu den nackten Engeln, welche dort am Altarblatt mit einer merkwürdig freigebigen Kunst angebracht sind. Diese sehr ausdrucksvolle Nacktheit der jungen wohlgestalteten Engel schien unsere Andächtigen entweder gar nicht zu stören, oder sie paßte mit allen diesen üppigen schwellenden Gliedern sehr wohl in ihre Gebete hinein. Oft aber sah man auch aus dem Schleier der schönen Neapolitanerinnen einen muthwilligen Augenaufschlag hervorblitzen, manche lachten ganz fröhlich miteinander

und schienen das Wunder des heiligen Januarius wie ein Jahrmarktsspiel zu erwarten.

Zunächst hinter der Balustrade auf der linken Seite derselben hatte sich eine Reihe von funfzehn Weibern aus dem Volke aufgestellt, denen bei der Ceremonie eine besondere Rolle angewiesen zu sein schien. Es waren das, wie wir hörten, die sogenannten Anverwandten des heiligen Januarius (parenti di San Gennaro), die durch ihre erschütternden Gebete und Beschwörungen die Erfüllung des Wunders herabflehen müssen.

Diese Weiber werden alle aus dem Stadtviertel genommen, in welchem einst San Gennaro, der Sage nach, in Neapel geboren worden sein soll. Sie halten sich selbst für Seitenverwandte und Abkömmlinge seiner Amme und werden als solche ganz ernsthaft vom Volke geehrt. Es gab unter diesen Frauen sogar eine, die in gerader Linie vom heiligen Januarius selbst abzustammen behauptete, und dieser von Niemanden bezweifelten Verwandtschaft sogar eine Pension von einem Piaster täglich aus dem Schatze ihres Aeltervaters verdankte.

Noch aber schien der große Moment nicht eingetreten, wo den Anverwandten des heiligen Januarius ihr Stichwort gefallen war.

Der alte Priester, welcher die Messe celebrirt hatte, war jetzt plötzlich verschwunden. Er war in die Sacristei zurückgetreten, erschien aber bald wieder, gefolgt von zwei oder drei Acolyten, welche eine Colossalbüste von vergoldetem Silber herbeitrugen, und dieselbe zuerst an einem verborgenen Ort hinter dem Altar aufstellten. Es ist dies die Büste des heiligen Januarius. Der Kopf ist noch mit einem Sack von rother Seide überdeckt. Der Heilige steht verhüllt hinter dem Altar, und man wird ihn eine Zeit lang nicht gewahr. Es ist ganz still in der Kirche geworden. Man fühlt, daß man dem großen Ereigniß um einen Schritt näher getreten. Stumm und athemlos scheint das Volk den sich ihm nun bald offenbarenden Heiligen zu empfinden.

Inzwischen ist der celebrirende Geistliche mit den beiden andern Priestern wieder in die Sacristei eingetreten, kommt aber nach kurzer Zeit wieder heraus und trägt in seiner Hand das Reliquiarium des heiligen Januarius, in welchem die beiden Phiolen mit dem Blut des Märtyrers enthalten sind und jetzt offen aufgedeckt liegen. Er hält dasselbe mit feierlicher Gebärde der ganzen Gemeinde entgegen, um es zu zeigen und von derselben erkennen zu lassen. Nun setzen die Cousinen des Heiligen dort an der linken Seite der

Balustrade zum ersten Male mit ihren tiefen kräftigen Stimmen ein, ihre Töne schwellen immer entsetzlicher an, und steigen dringender, begehrlicher, unaufhaltsamer empor, um San Gennaro zu rufen, um das nahende Wunder seines Bluts durch so inbrünstiges Flehen zu beschleunigen. Jetzt aber hebt der alte Priester das Reliquiarium mit den beiden Phiolen in die Höhe, und zeigt es zuerst ganz nahe den Zuschauern, welche in das Innere der Altarumhegung eingetreten sind; diese Leute treten jetzt allmählig auf die oberste Stufe des Altars hinauf, werfen sich im Ueberschwang der Empfindung auf ihre Kniee nieder und versinken in ein langes anhaltendes Gebet. Das runde laternenartige Gefäß, das oben mit einer Krone von Silber bedeckt ist, hat an seinem untern Theil zugleich einen langen Fuß, in den jetzt ein brennendes Licht hineingesteckt wird. Als der Priester jetzt, vom Altar heruntersteigend, die Büchse am Stiel haltend, damit an den Reihen der Zuschauer die Balustrade entlang schritt, und Jedem, der draußen am Rande derselben stand, oder sich herzudrängte, das Reliquiarium zum Kusse entgegenhielt, entstand eine allgemeine, feierlich rauschende Bewegung in der ganzen Kirche. Wer zum Kuß des Gefäßes gekommen war, fühlte sich zugleich

von dem Priester, der ihm mit rascher Gebärde den Segen spendete, an Stirn, Mund und Brust mit dem Reliquien-Gefäß leise berührt, und Viele sah man danach heftig zusammenschauern.

Man hatte dabei Gelegenheit, durch die Seitengläser dieser magischen Laterne, die in ihrem Innern außerdem durch das hineingeschobene Licht scharf beleuchtet wurde, hineinzublicken und die darin befindlichen Gegenstände aufzufassen. Die feste Masse, die sich in diesen beiden Phiolen befand, und dieselben ungefähr zu zwei Dritteln ausfüllte, war eine allerdings schwer zu bestimmende, dunkelrothe, ganz und gar verdickte Substanz, und man mußte schon auf ein Wunder rechnen, wenn sie durch sich selbst flüssig werden sollte. Der Priester hob jetzt das Gefäß noch einmal hoch in die Höhe, indem er es der ganzen versammelten Gemeinde zeigte, und es dann plötzlich von Oben nach Unten umkehrte und heftig schüttelte. Mit einem triumphirenden Blick hielt er es dann wieder empor, um es von Neuem betrachten zu lassen. Und siehe, trotz alles wiederholten Schüttelns war im Innern der Büchse noch Alles in derselben Lage geblieben, nichts hatte sich an der rothen, schwärzlichen, klebrigen Masse verändert, nichts hatte sich an dieser Substanz verrückt oder bewegt,

was doch nothwendiger Weise hätte eintreten müssen, wenn diese Substanz schon von vornherein flüssig in der Phiole gesteckt hätte. Gewiß, dieser Priester war ein ehrlicher Mann, wir können seinem jetzt eben so bieder triumphirenden Gesicht trauen, und werden uns bald, bald an das Wunder gefangen geben müssen, denn die Masse ist dick und unbeweglich, sie ist das Blut des heiligen Januarius, und bald, bald wird es flüssig werden!

Der ehrliche Priester setzt nun den Fuß des Reliquien-Gefäßes in ein Loch, das in einem der Ornamente des Altars angebracht ist. Der inbrünstige Bittgesang der Cousinen geht jetzt in ein förmliches Heulen und Brüllen über. Ungestümer scheint man es zu fordern, daß der heilige Januarius auch diesmal wieder seine Schuldigkeit thue und die Gläubigen seines Wunders nicht so lange auf sich warten lasse.

Jetzt aber richtet sich die Aufmerksamkeit wieder auf eine neue Scene des Schauspiels. Die silberne Büste des Heiligen, die so lange hinter dem Altar verborgen gestanden, ist plötzlich von den Händen der Priester wieder hervorgetragen und mitten auf den Altar gestellt worden. Aber an der Stelle des Sackes, der bisher seinen Kopf verdeckt hatte, trägt der Heilige

jetzt eine Mitra von vergoldetem Silber, die zugleich mit den kostbarsten Edelsteinen, Diamanten, Smaragden und Rubinen, mehr als dreitausend an der Zahl, übersäet und durchwirkt ist. Dieser herrliche Kopfputz, der ein Werk des berühmten Goldschmiedes Mattheo Treglia ist, soll auf Kosten der Stadt Neapel und des Volkes für San Gennaro gefertigt worden sein. Der celebrirende Geistliche nimmt aber dem heiligen Januarius diese Mitra wieder ab, und setzt ihm einen noch viel reicher gestickten Cardinalshut auf, der noch von größeren Diamanten und Edelgesteinen strahlt. Denn der Heilige ist ein reicher Mann, er kann abwechseln, und mit seiner Garderobe scheint er alle Kaiser und Könige der Welt zu übertreffen. Dann bedeckt ihm der Priester die Schultern mit einem rothen goldgestickten Chormantel, der von lauter ächten Perlen und großen Edelsteinen flimmert. Auch ein großes, breites, von Juwelen strotzendes Halsband legt der Priester, der als Kammerdiener des heiligen Januarius mit vielem Anstand und Eifer fungirt, demselben um den Hals. Dies Halsband fällt dem Heiligen bis auf die Brust herunter, und man muß es wegen seiner alles Andere überstrahlenden Pracht, besonders aber wegen seiner daran hängenden großen Diamantenkreuze,

die von verschiedenen Souverainen und Souveraininnen der Welt dem Heiligen dargebracht worden, bewundern. Darunter befindet sich auch ein Kreuz von Brillanten und Smaragden, welches Joseph Bonaparte, als ein Geschenk von außerordentlichem Werth, dem heiligen Patron Neapels dargebracht hat. Endlich treten auch noch zwei Priester mit Verbeugungen und Knixen heran, und schmücken die Brust des Heiligen mit zwei ungeheuren Bouquets, in denen Blumen aller Art schimmern und glühen.

Die Toilette des Heiligen ist nun fertig. Täuschen wir uns, oder ist es wirklich so? Die Gesichtszüge der silbernen Figur haben jetzt ungleich mehr Würde, ja Majestät angenommen, und von einem gewissen Schauer ergriffen, fangen wir an, zu wünschen, daß sich hier wirklich einmal ein Wunder ereignen möchte. Jetzt hat der Priester wieder das Reliquien-Gefäß mit den Blut-Phiolen abgenommen und auf die Mitte des Altars gesetzt. Zur Erfüllung des Wunders gehört auch der Umstand, daß das Blut in die Nähe der Büste des heiligen Januarius gerückt sein muß, um aus seinem harten Zustande sich wieder in einen flüssigen zu verwandeln und dem nach dem Mirakel schmachtenden Volke genugzuthun. Der Priester nimmt

aber jetzt das Gefäß wieder in seine Hand, schüttelt es, wendet es nach allen Seiten hin um, und stellt es jetzt mit der einen Glasscheibe dicht vor ein angezündetes Wachslicht, welches der Sacristan, der für diese Ceremonie ein fast zu schlaues Gesicht macht, recht emsig hält und fast gegen die Scheibe preßt. Der andere Geistliche fährt aber mit dem Umschütteln der Gefäße unaufhaltsam fort, eine halbe Stunde lang dauert es schon, und immer weiter und weiter wird geschüttelt. Aber noch ist in den Gefäßen nichts von seiner Stelle gewichen. Die Cousinen des heiligen Januarius schreien und kreischen immer höher, sie wälzen sich wie in Krämpfen auf ihren Knieen umher, Einige flüstern mit leisem Gesang das Ave Maria und Credo in sich hinein, Andere von diesen alten Megären zerren sich die Kleider von den Brüsten und zerschlagen sich diesen schönen Theil ihrer Weiblichkeit. Aus Angst, daß die Cousinen noch weiter im Herabziehen ihrer Kleider gehen möchten, fanden wir uns jetzt fast versucht, auch unsererseits den heiligen Januarius um die schleunigste Vollstreckung seines Wunders anzuflehen. Einige der entsetzlichen Weiber waren inzwischen in eine völlige Verzweiflung gerathen, die bald in Zorn und Erbitterung gegen den Heiligen selbst überschlug. Die

Beschwörungen gehen in Schmähungen, in Verwünschungen, in drohende und verachtungsvolle Gebärden über. Eine fürchterliche Stimme aus dem Volke ruft: Du bist crepirt, San Gennaro, wenn Du das Wunder nicht mehr machen kannst! San Gennaro, wo bleibt Deine Treue? Schläfst Du, oder bist Du todt, jämmerlicher Heiliger? Verflucht, wenn Du nicht das Wunder thust! (Sei crepato, se non fai il miracolo! San Gennaro, dove sta la tua fede? Dormi o sei morto, Santuccio? Maledetto, se non fai il miracolo!)

Einige Andere, besonders Frauen, glauben es immer noch durch Zärtlichkeit beim heiligen Januarius zu zwingen. Sie geben dem Heiligen die süßesten Worte und nennen ihn „San Gennaro, schönes Haupt" (San Gennaro, bella testa!) und werfen ihm Kußhände zu, und schleudern ihm so süß herausfordernde Blitze aus ihren funkelnden Augen entgegen, als wenn sie dem Heiligen das allerbeglückendste Rendezvous gewähren wollten. Eine einzelne singende, klagende Männerstimme aus einem äußersten Winkel der Kirche her ruft jetzt wiederholt und immer von Neuem: Ist es noch hart? (È duro ancora?) aber noch immer will von dem Altar her die ersehnte Kunde nicht er-

schallen. Die Priester stehen dort in ein stummes Gebet versunken, und scheinen siegesgewiß die Sache abzuwarten. Nur zuweilen werfen sie einen fragenden Blick auf den Sacristan zurück, der mit seiner Wachskerze unaufhörlich an die Scheibe des Reliquiariums hinaufleuchtet, von Zeit zu Zeit emsig und genau in das Innere hineinblickt, und immer noch achselzuckend den Kopf schüttelt, wenn die Blicke der Priester ihn befragen.

Jetzt stimmt der Hauptgeistliche mit fester, mächtiger Stimme, die sich fast majestätisch auf die Gemeinde niederläßt, eine Litanei an. Mit diesem Gesange scheint er alle widersprechenden Empfindungen, die sich in der Kirche geregt haben, wieder zur Andacht zusammenfassen und aufschwingen zu wollen, und das Volk antwortet ihm jetzt mit einer zuversichtlichen Inbrunst, aber es mischen sich auch hier und da noch Accente der Verzweiflung ein, die den gewaltig aufgeregten Gemüthszustand verrathen, in den man versetzt worden ist.

Kaum aber ist die Litanei mit ihren letzten Klängen in der Kirche verhallt, als sich auf dem Altar und in der nächsten Umgebung desselben eine auffallende, freudige, ja entzückte Bewegung kundzuthun scheint. È fatto!

klingt es bald von allen Seiten. Der Priester hat mit einer wunderbaren, triumphirenden, geheimniß=vollen Handbewegung in die Gemeinde hinein gewinkt. Ja, das Wunder ist geschehen. È fatto! il sangue è liquefatto! (es ist geschehen, das Blut ist flüssig geworden!) ruft es zunächst vom Altar her, und dann schallt es brausend, vermischt mit den Klängen der Orgel, die einen stürmischen Freudengesang angestimmt hat, von allen Seiten und aus allen Gruppen der durcheinanderstürzenden Volksmenge wieder. Man drängt sich, so viel man kann, zu dem Altar heran, und die Balustrade vermochte bald nicht mehr den Altar abzu=sperren gegen die sich heranwälzende Volkswoge. Der Priester hat das Gefäß wieder an seinem Stiel gefaßt, und hält es hoch in die Höhe. Wem es gelungen ist, sich bis zu ihm Bahn zu machen, der küßt jetzt mit einer über alle Zweifel erhabenen Andacht das Gefäß mit den beiden Phiolen, in denen das Blut des heiligen Januarius ganz von selbst wieder lebendig geworden ist. Der Neapolitaner ist ein gläubiges, naives Kind, wenn er nicht eine wilde, tückische Bestie ist. Mit einer Gutmüthigkeit und Ehrfurcht ohne Gleichen schaut er jetzt in die Phiolen hinein, und macht sogleich mit seinen Fingern die fließende Bewegung nach, welche sich

seit Kurzem innerhalb des Glases erhoben hat. Die schwärzlich rothe Masse hat nämlich in beiden Phiolen sich von den Wänden des Gefäßes, an denen sie bisher ganz starr und hart festklebte, abzulösen begonnen. Der Inhalt des Blutgefäßes ist in eine sichtbare, quellende Bewegung eingetreten. Noch einmal schüttelt der Priester das Gefäß, und siehe, die aufgehende, fast gährende Masse tritt jetzt in den bis dahin leer gebliebenen Raum der Phiole über. Es ist keine Frage mehr, ein Wunder ist geschehen, und das Blut des Heiligen quillt wieder mitten unter seinen Gläubigen! Jubelnde Gesänge erfüllen jetzt die ganze Kirche, ein Te Deum laudamus spielt die Orgel, das ganze Volk liegt auf den Knieen, und draußen erschallen drei Kanonenschüsse vom Castel S. Elmo hernieder, das von seiner steilen Felsenhöhe herab das geschehene Wunder über Stadt und Meer hinaus verkündigt.

Das wieder flüssig gewordene Blut bleibt nunmehr in diesem Zustande acht Tage lang öffentlich ausgestellt, damit das ganze Volk des Anblicks dieses Mirakels theilhaftig werden kann. Die funfzehn Cousinen des heiligen Januarius verrichten so lange an dem Blut den Dienst, und halten unter beständigen Gebeten und Gesängen Tag und Nacht dabei die Wache. Es wird

dafür jede dieser alten Sibyllen mit drei Ducati täglich belohnt. Denn der heilige Januarius ist reich, er kann das bezahlen. Cumulirt er doch sogar mehrere Aemter, für welche er eine sehr bedeutende Besoldung von der Stadt bezieht. So ist er Capitano di Napoli mit 6000 Piastern Gehalt jährlich, das aus der Kasse der Stadtverwaltung pünktlich in seinen Schatz eingezahlt wird. Davon kann er denn sehr leicht seinen Cousinen etwas zu Gute thun, wenn er nicht etwa gerade abgesetzt ist und, in seinen Aemtern zur Disposition gestellt, seine vollen Einkünfte nicht mehr bezieht. Dies ist dem heiligen Januarius bekanntlich schon mehrmals begegnet, denn eines seiner wesentlichsten Amtsgeschäfte als Patron und Stadtcapitain besteht darin, den Vesuv zu hüten und diesen gefährlichen Gesellen so zu bannen und im Zaume zu halten, daß die Stadt vor seinen Lava-Ausbrüchen sicher bleibt. Als dies einige Male fehlschlug, oder als der Stadt sonst durch Feindesgewalt Schlimmes widerfuhr, wurde San Gennaro vom neapolitanischen Volke für abgesetzt erklärt, und die Lazzaroni schlugen einer Bildsäule von ihm Arme und Beine entzwei. In diesem Unmuth über ihren Götzen, der freilich nicht immer regelrecht arbeitete, ernannten dann die Neapolitaner einige Male andere Heilige zu

seinem Nachfolger, die es aber doch bei weitem nicht so gut zu machen verstanden. San Gennaro war einmal der Liebling aller Klassen Neapels geworden, er war der alte gute Schutzpatron und Stadtcapitain, den das Volk seit Jahrhunderten geliebt und geehrt, ausgeschimpft, verwünscht und geschlagen hatte, und durch den doch ohne allen Zweifel der Ausbruch des Vesuvs oft genug verhütet worden war. Das Volk in Neapel kehrte immer wieder zu ihm zurück, und behauptete, Wohlthaten von ihm zu erfahren, die kein anderer Heiliger zu gewähren im Stande sei.

Der heilige Januarius ist aber vornehmlich der Heilige des gemeinen Volkes geblieben, und in dieser Klasse Neapels wurzelt er noch heut mit unerschütterlichem Ansehn und in der ganzen Vollbedeutung seines Wunders. Es bestätigte sich uns dies auch bei der Ausstellung seines Blutes, wo wir fast nur geringe Leute mit ihrer Gläubigkeit vertreten fanden. In den vornehmen Ständen Neapels soll wenigstens gegen dies Wunder schon eine Art von Skepsis eingetreten sein, oder die aristokratische Welt ist blasirt gegen eine Sache, die nicht mehr recht für vornehm und auch nicht für elegant und sauber gilt. Doch sind die höheren und unteren Stände in Neapel keineswegs so

specifisch durch ihre Verstandesgaben unterschieden, daß die höhere Einsicht der Vornehmen sie dem Mirakel des heiligen Januarius abwendig gemacht hätte. Doch fanden wir bei der Darstellung des Wunders selbst, in der Kathedrale, auch viele Leute vornehmen Standes, besonders Damen zugegen, die mit einer großen Aufmerksamkeit und Andacht bei dem Vorfall betheiligt waren. Der Ausstellung des Blutes pflegte der verstorbene König Ferdinand II. mit der Königin und allen Prinzen des königlichen Hauses jedesmal auf das Feierlichste beizuwohnen. Das ganze Volk freute sich dann an der Inbrunst, mit welcher König Ferdinand die heiligen Blutphiolen küßte, und die Lazzaroni im Hafen brachten ihm dafür stürmische Lebehochs, die den frommen König über Alles feierten. Der ächte Tyrann kann und darf auch in Glaubenssachen immer nur auf dem Standpunkt des Pöbels stehn, denn die Gewaltherrschaft stützt sich nur auf den Aberglauben und die Gemeinheit, und wenn sie den Götzen anbetet, wirkt sie dadurch am besten für das eigene Götzenthum auf dem Thron. Den heutigen Beherrscher Neapels, König Franz II., hat man dagegen seit seiner Thronbesteigung noch nicht bei den Blutwundern San Gennaro's erblickt, und es gehört auch dies vielleicht zu den halb-

liberalen Demonstrationen, mit denen Franz II., anfänglich das Blutregiment seines Vaters verlassend, seine Regierung angekündigt hatte. Der heilige Januarius ist aber als politischer Parteimann, wozu ihn die Priester nicht selten gebraucht haben, dem Liberalismus von jeher sehr wenig ergeben gewesen, und wenn die Regierungstendenzen des Königs Franz einmal wirklich eine entschieden liberale Färbung annehmen sollten, so würde Gennaro sein Blut wahrscheinlich gar nicht mehr fließen lassen und die Kraft seines Mirakels würde, zum Entsetzen des Volkes, erlöschen. Die Andacht zum Blute des heiligen Januarius soll in der That seit einiger Zeit wesentlich in der Abnahme begriffen sein, und dies würde eine Reform in dem ganzen Regierungssystem Neapels bedingen.

Mit Ausnahme der Lazzaroni und ihres Königs Ferdinand, die stets allen Zeitideen unzugänglich waren, würden aber in der letzten Zeit kaum noch viele Personen in Neapel für die Unverbrüchlichkeit dieses Wunders in die Schranken getreten sein. Es war zu leicht, dies sogenannte Wunder physisch und chemisch zu erklären, als daß es anders, als auf der Stufe eines thierisch verdummten Pöbels und seines geistverwandten Königs, noch für baare Münze angenommen werden



könnte. Die Kunstgriffe der katholischen Priester beruhen oft gerade bei ihren wunderbarsten und erstaunlichsten Darstellungen auf dem allergemeinsten Knalleffect, und werden durch Naturgesetze hervorgebracht, die jedes Kind kennt und anzuwenden weiß, und die man auf der Stufe der schändlichsten Erniedrigung, auf welcher der Katholizismus das Volk zu halten bemüht ist, bei sehenden Augen ableugnen zu müssen glaubt.

Es bedarf nicht erst der Fortschritte der Zeit in den Naturwissenschaften, um das Blutmirakel des heiligen Januarius für eine ganz gewöhnliche Wirkung des Temperaturwechsels zu erklären. Die Beschaffenheit der Substanz selbst, welche die Phiolen füllt, ist dabei gewiß eine ziemlich gleichgültige. Doch ist es bis jetzt niemals erlaubt gewesen, diese Substanz chemisch zu untersuchen, oder überhaupt einer nähern Besichtigung zu unterwerfen, da nur der König und der Erzbischof den Schlüssel zu dem Schrank in Gennaro's Schatzkapelle haben. Die Chancen für das Mirakel würden aber steigen, wenn die Chemiker, nach freier und unbehinderter Untersuchung des in den Phiolen eingetrockneten Stoffes, erklärt hätten, daß sich darin wirklich Bestandtheile des menschlichen Bluts vorfinden. Da aber dies noch nicht geschehen, und auch, mit Ueberein-

stimmung der Priester, niemals geschehen wird, so kann man auch eine jede beliebige Substanz annehmen, die, wenn sie längere Zeit an einem kalten Orte liegt, in sich selbst erstarrt und in einen gänzlich harten und unbeweglichen Zustand verfällt, während sie sogleich, sobald sie in eine gewisse Wärme-Temperatur versetzt wird, wieder zu fließen anfängt und in eine siedende Wallung geräth. Der ganze Prozeß, welcher bei der kirchlichen Ceremonie vorgenommen wird, deutet darauf hin, daß die Geistlichen, die dabei mitwirken, oder Derjenige, welcher den Hergang der ganzen Ceremonie zuerst angeordnet hat, sich vollkommen der physikalischen Einwirkungen bewußt gewesen, auf die es bei der Darstellung des fließenden Blutes ankommt. Das herbeigebrachte Gefäß, das so lange in den kalten Mauern der Sacristei gestanden, wird zuerst mit seinem ganz verhärteten und steifgewordenen Inhalt der in der Kapelle herrschenden Wärme unterworfen und steht dort, wie wir gesehen haben, eine Zeit lang, um in dieser Atmosphäre die Vorbereitungen zu seiner Erweichung zu empfangen. Dann treten die Einwirkungen der Kerze hinzu, welche ununterbrochen gegen die Glasscheibe des Reliquiariums gehalten wird. Das Glas nimmt die von außen eindringende Wärme sehr leicht

auf und concentrirt dieselbe zugleich sorgfältig in dem von ihm eingeschlossenen Raum. Ueber die Materie selbst, welche zu dem Wunder am meisten geeignet ist, sind die verschiedensten Vermuthungen aufgestellt worden. Die Physik hat von jeher Recepte gehabt, um Mischungen zu bereiten, die, wenn sie in ein Glas gefüllt werden und darin erkalten, sich fest verhärten, sobald sie aber erwärmt werden, wieder flüssig auseinander laufen. Die allgemeinste Annahme ist aber wohl die, daß das Blut des heiligen Januarius aus Wallrath oder Spermaceti besteht, einer an sich spröden, fettartigen Substanz, die aus der Schädelhöhle des Potfisches gewonnen wird und in der civilisirten Welt so mannigfache Verwendung findet, namentlich zu Pomaden, Salben, Pflastern und Lichtern. Diese für den Zweck sehr geeignete Masse, die sich bei gewöhnlicher Temperatur leicht verdickt und beim geringsten Wärmegrad schon wieder zu fließen beginnt, erhält in der geistlichen Apotheke wahrscheinlich noch andere Zusätze, unter denen man namentlich Terpentinöl und gestoßene Alkanna-Wurzel nennt, und durch welche das beabsichtigte Experiment, nämlich: es bald erstarren, bald wieder flüssig werden zu lassen, erleichtert wird. Herr v. Rehfues hat, bei seinem Besuch in Neapel, das Blut des heiligen Januarius einfach für Gefror-

nes oder rothes Fruchteis erklärt, was freilich eine noch schmackhaftere und den Neapolitanern vertrautere Substanz ist, und noch viel leichter das fließende Blut ihres Nationalheiligen darstellen kann. Woraus aber auch jene Masse bestehen mag, so wird ohne Zweifel auch noch zu ihrer Färbung etwas beigemischt, das aus irgend einem roth colorirenden Pflanzenstoff besteht, und in dem vielleicht noch ein besonderer Theil dieses kirchlichen Wunders ruhen dürfte.

Denn es wird vielleicht noch auf andere Erklärungsarten des Mirakels Bedacht genommen werden müssen, besonders da man von einigen höheren Geistlichen behauptet hat, daß sie das Wunder blos mit ihrer eignen Hand zu Stande bringen könnten, ohne daß sie den Einfluß der warmen Temperatur irgend zu Hülfe zu nehmen brauchten. Es sind dies ohne Zweifel die am meisten eingeweihten Priester, welche im Besitz der uralten Traditionen der katholischen Kirche sich befinden, und dadurch auf Kosten der Aufklärung und des gesunden Menschenverstandes eine Magie treiben, die zugleich der Naturforschung um Jahrhunderte zuvorgekommen war. Denn, wie es ohne Zweifel ehrliche und gläubige Priester giebt, die bei dem Blutwunder des heiligen Januarius ganz naiv verfahren und gewiß



jedesmal von einem anbetenden Schauder durchdrungen werden, wenn unter ihren Händen die Verwandlung der Materie in quellendes Blut gelungen ist, so giebt es auch in der Geistlichkeit die eigentlichen Meister der Maschinerie, die mit einer umfassenden und überlegenen Kenntniß von jeher die geheimsten Triebfedern der Gaukelei gedreht und dabei ohne Zweifel alte, wohlgehütete Geheimnisse des Clerus benutzen, die noch unerforschlich sein würden, wenn die leidige Wissenschaft nicht inzwischen so Manches ausgeplaudert und das Reich der priesterlichen Wunder um einige der Physik angehörige Thatsachen ärmer gemacht hätte.

Die neuen Forschungen des gelehrten Professor Ehrenberg in Berlin haben die Wundererscheinung des Blutes, das in der Hostie, auf Brod und anderen Speisen oder Stoffen plötzlich hervorquillt, sehr entschieden auf das Gebiet der Physik herabgezogen, indem sie der Natur zurückgeben wollten, was die Kirche als ihr ausschließliches Eigenthum und Heiligthum in Anspruch genommen hatte. Die Aufmerksamkeit des berühmten Naturforschers war zuerst im Jahre 1848 auf diesen Gegenstand hingeleitet worden, denn wie das Wunder des tropfenden Blutes häufig auf außerordentliche Weltbegebenheiten hingedeutet hat, so kamen

sogar in Berlin zur Signatur des Jahres 1848 Erscheinungen von Blut auf Speisen, und namentlich auf gekochten Kartoffeln, vor.*) Herr Ehrenberg zeigte dies seit alter Zeit so berühmte Prodigium des Blutes im Brod und auf Speisen in ganz frischem Zustande der Berliner Akademie der Wissenschaften vor, und erläuterte das Wunder durch die Existenz eines Thieres, die Purpur-Monade (Monas prodigiosa), welche in gewissen Substanzen unter Umständen zur Erscheinung komme und das Wunder des aus demselben herausfließenden Blutes einzig und allein bedinge. Die Infusorien müssen jetzt dazu dienen, die Wunder der Kirche dem gesunden Menschenverstande zu erklären, und es wäre damit jedenfalls ein Fortschritt auch für den Glauben gewonnen, denn es wird doch immer besser und heiliger sein, daß das Mirakel auf natürlichen Organismen beruhe, als daß blos die gemeine Gaukelei der Priester die einzige Grundlage des Wunders bilde. Diese Made, die im Mittelalter und bis in die neueste Zeit hinein so oft aus der Hostie blutete, wenn die letztere zerbrochen oder von unheiligen Händen frevent-

---

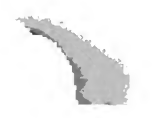
*) Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1848. S. 352.

lich berührt und zerschnitten wurde, die sich in Speisen und vegetabilischen Substanzen fortpflanzt und mit denselben schon bei einem starken Rütteln in Blut auseinanderfließt, diese Made ist am Ende das eigentliche Thier aus der Offenbarung Johannis, welches die Naturforscher jetzt glücklich als Infusorie wieder entdeckten, und das die Kirche als den Kern ihrer größten Wunder schon längst erkannt und aufgenommen hatte!

Es ist dies ein mit einer bestimmten Bewegung begabtes Thier, dessen Körperchen einen kleinen Rüssel nach Art der Monaden führen soll, und dieser Rüssel soll halb so lang als der Körper selbst sein. Die genauere Physiologie dieses Thieres hat Ehrenberg selbst noch nicht anzugeben vermocht, aber die wunderähnliche Wirksamkeit desselben ist in Italien schon seit längerer Zeit beobachtet worden. In Italien hat sich die Erscheinung fließenden Blutes besonders auf Polenta gezeigt, in der die Purpurmonade vorzugsweise gern ihren Sitz aufzuschlagen scheint, und ganze Bevölkerungen wurden oft in Aufregung und Extase versetzt, wenn auf diesem aus Maismehl bestehenden dicken Brei, sobald derselbe einen Augenblick gestanden, sich plötzlich Blutspuren ansetzten, die zu tropfen begannen, und oft den ganzen Brei mit Blut überzogen. In

Venedig bemerkte man schon vor längerer Zeit, daß diese Erscheinung jedesmal auf Polenta vorkomme, sobald dieselbe in Gährung gerathen sei. Naturforscher erkannten dabei auch eine Substanz von Schimmel und Pilzen, die sich mit Leichtigkeit auch auf andere Substanzen übertragen und sich denselben zur Fortpflanzung des Phänomens gewissermaßen inoculiren ließ. Ehrenberg übertrug diese Blutflecke, die auch in Flüssigkeit zu setzen waren, mit Glück auf gekochte Kartoffelschnitte, die auf feuchtes Papier in eine Blechbüchse gelegt wurden und bald eine frische, lebhaft rothe Blutflüssigkeit an sich hervortreten ließen. Nach diesen Experimenten vom heutigen Tage können die Wundererzählungen der alten Schriftsteller und die Wunderthaten der Kirche selbst kaum noch Kopfzerbrechen erregen. Die Flüssigkeit dieses heraustropfenden Blutes scheint in einzelnen Fällen ganz besonders stark und ergiebig gewesen zu sein, und Paulus Orosius erzählt, daß in Aretium, beim Essen, aus dem Brode, das gebrochen wurde, Blut, wie aus der Wunde eines Menschen, ganz lebendig hervorfloß. Wie Ehrenberg diese Erscheinung auf Kartoffeln fortpflanzte, so ist dies auch auf Schweizerkäse und besonders auf Weißbrod mit vielem Erfolg gelungen, und die Einwirkung der Wärme, um den Proceß zu

beschleunigen, scheint dabei immer eine wesentliche Rolle gespielt zu haben. Dieses Phänomen, welches die neuere Naturforschung ganz wissenschaftlich auf die in solchen Substanzen nachgewiesene Existenz der Purpurmonade zurückgeführt hat, mag zum Theil auch ausreichen, um das Blutwunder des heiligen Januarius zu erklären, wenn diese einfache Manipulation überhaupt noch einer wissenschaftlichen Erklärung bedarf. Mag die Blutsubstanz des heiligen Januarius nun für gewöhnlich aus einer Portion Erdbeer-Eis, aus Polenta, Wallrath, Schweizerkäse oder irgend einer anderen blutfarbigen, in der Wärme leicht flüssig werdenden Substanz bestehen, so wird doch alles Wunderbare, das dabei vorkommt, am leichtesten auf eine Gastrolle der Purpurmonade in der katholischen Kirche gedeutet werden können. Und diejenigen höheren Priester in Neapel, denen nachgerühmt wird, daß sie den Blutfluß des heiligen Januarius auch unabhängig von der Einwirkung der Wärme, an jedem beliebigen Ort, zu Stande zu bringen wissen, sind vielleicht die Meister, welche die Spuren der Purpurmonade, die sie auf irgend einer Substanz angetroffen, in dem Reliquien-Kasten des heiligen Januarius auf den wirksamsten Stoff zu verpflanzen gewußt haben, und dabei so geschickt in der



Bearbeitung dieses Materials zu Werke gehen, daß sie das Wunder hervorbringen, auch ohne die Entwickelung durch die Wärme nöthig zu haben. Der Professor Ehrenberg, der zuletzt am leichtesten auf Oblaten, am schönsten auf gekochtem Reis das Phänomen fortpflanzen zu können erklärte, fand zwar, daß das Wunder in zugedeckten Gefäßen durch Hinzutritt der warmen Luft (namentlich aber der Wärme durch eine Wachskerze) sich am raschesten entwickele, aber er sah auch schon vom bloßen Schütteln des Gefäßes, durch welches das rothe Thier der Apokalypse auseinanderfloß, den gewünschten Erfolg. Da es aber den italienischen Priestern schon in so früher Zeit gelungen war, das Blut aus den Hostien tropfen zu lassen, so sind sie ohne Zweifel stets im Besitz geheimer altüberlieferter Manipulationen gewesen, durch welche sie ihre Kunde von einem natürlichen Phänomen im vermeintlichen Interesse der Kirche zu verwerthen wußten. Indeß giebt es ohne Zweifel auch in Neapel eine aufgeklärtere Partei unter dem Clerus, die wohl begriffen hat, daß der Kirche durchaus nicht gedient ist mit einem Wunder, das, wie der Thron Neapels selbst, nur noch auf den Pöbel sich stützen kann, und das dem Glauben an höhere und wahrhaftere Dinge in der Religion nur zu schaden vermag.

Man hat deshalb auch bemerkt, daß die Wunder-Procedur mit dem Blut des heiligen Januarius in Neapel von Jahr zu Jahr mit einem geringeren Aufwand von Feierlichkeit begangen wird, und vielleicht, wenn die italienischen Verhältnisse überhaupt zu ihrer nothwendigen Lösung gelangen, kommt bald einmal die Zeit, wo San Gennaro, zugleich mit dem Blutregiment im Staate selbst, fällt und in dieselbe Vergessenheit geräth, in der sich bereits die Rippe Johannis des Täufers in der Kirche Santa Maria Donna Romita befindet, wo lange Zeit das bei seiner Hinrichtung aufgefangene Blut dieses Heiligen strömte, sobald es an seinem Festtage in die Nähe der Rippe versetzt worden war. Hat doch auch die Milch der Madonna, die in einer andern Kirche Neapels von Zeit zu Zeit flüssig zu werden begann, sich überlebt. Die Franciscaner (in San Chiara) besaßen zwei Phiolen voll Milch, die einst aus den Brüsten der heiligen Jungfrau gesprützt war*), und wenn das Fest der Maria kam, setzte sich die Milch vor den Augen der Gläubigen wieder in Fluß. Dies Wunder ist vor einiger Zeit

*) Das Hemd der Jungfrau mit einem Milchflecken besitzt die Stadt Aachen.

eingegangen, vielleicht auch deshalb, weil die weißflüssige Substanz, zu der uns noch die entsprechende Ehrenberg'sche Infusorie fehlt, noch schwieriger zu erklären und fortzupflanzen ist, als alle die Stoffe, die so leicht in fließendes Blut übergehen, und die im Reiche des Wunderglaubens stets den Sieg davongetragen haben.

Diese Wundergattung war ja so entscheidend für die katholische Kirche geworden, daß die Einsetzung des Frohnleichnamsfestes erst nach dem berühmten, durch Rafael's Pinsel verherrlichten Wunder von Bolsena erfolgte. In dieser nicht weit von Civita vecchia gelegenen Stadt, wo sich damals der Papst Urban IV. mit seinem Hofe befand, hatte sich im Jahre 1264 das ungeheure, alle Gläubigen begeisternde Wunder zugetragen. Als ein bayrischer oder böhmischer Priester, der oft an der Wahrheit der Brodverwandelung gezweifelt, daselbst die Bestandtheile des heiligen Abendmahls einsegnete, fielen plötzlich Blutstropfen auf seinen leinenen Ueberrock herab. Um sie rasch zu verbergen, legte er in seinem Schreck seinen Rock in Falten, dadurch aber bildeten sich mehrere blutige Gestalten der Hostie auf dem Rock des Priesters ab, den man noch bis in die neueste Zeit hinein zu Civita vecchia als eine

Reliquie vorzeigte. Urban IV. ordnete in Folge dieses alle Gläubigen erschütternden Mirakels noch in demselben Jahre das Frohnleichnamsfest für die ganze katholische Kirche auf den Donnerstag nach der Pfingstwoche an. Es muß dies Mirakel damals so tief in die Gemüther der Menschheit gegriffen haben, daß selbst die Phantasie eines Rafael, mit ihren ätherischen Schwingen und ihrem durchgeistigten Himmel, sich dazu entschließen konnte, ein so rein materielles Wunder, und, wie man heute glaubt, ein Wunder der mikroskopischen Thierwelt, zu malen, wie dies auf Rafael's Miraculo di Bolsena mit einem so hinreißenden Zauber der Farben und der Composition geschehen.

Der neapolitanische Clerus hat aber in neuester Zeit wieder ganz besonders angefangen, Wunder zu predigen und Wundererscheinungen aller Art zu sammeln, um damit eine Agitation auf die Gemüther der Menge, wir wissen nicht zu welchem Zweck, hervorzurufen. Selbst in ihren Predigten beginnen die Priester jetzt hier von Wundern, die sich kürzlich ereignet, dem Volke vorzuerzählen und verschiedene Nutzanwendungen daran zu knüpfen. Die neuesten Wunder sollen in der neapolitanischen Provinz Basilicata geschehen sein, wo vor einiger Zeit ein Erdbeben die größten Verwüstungen

anrichtete, und wo beständige Erdschauer auch jetzt noch täglich wahrgenommen werden. Im Augenblick der Erderschütterung sollen auf den Kleidern der Leute, besonders auf ihren Mänteln, feurige Kreuze, öfters von ganz blutrother Farbe, gesehen worden sein, und die Priester in Neapel beeiferten sich bei dieser Gelegenheit, dies Mirakel nicht nur zur Anfeuerung des unbedingten Glaubens an die Kirche auszubeuten, sondern auch in ihre Predigten historische Beläge einzuflechten, um die Glaubwürdigkeit dieser Wunder-Erscheinungen darzuthun. Ein junger Priester, den wir in der neuen, prächtigen, dem römischen Pantheon nachgebauten Kirche S. Francesco di Paola predigen hörten, gab einen vollkommen geschichtlichen Abriß von den Wundern, die sich mit Feuerzeichen und rothen Kreuzen in der Welt zugetragen hätten. Er führte an, daß im Jahre 363 Julianus Apostata, der vom Christenthum abtrünnige römische Kaiser, blutrothe Feuererscheinungen an den Kleidern der Arbeiter sah, welche auf seinen Befehl den Schutt des salomonischen Tempels zum Wiederaufbau aufräumten. Ebenso sah Arcadius in einer Schlacht gegen die Perser auf die Mäntel seiner kämpfenden Soldaten Feuerkreuze aus der Luft herabsteigen, was mit dem gelehrten Citat aus Prosper

Aquitanus umständlich belegt wurde. Der vielbewanderte Pater kam dann auch noch auf den Ausbruch des Vesuvs in Neapel im Jahre 1660 zu sprechen, wo es damals vor den Augen Aller geschehen sei, daß blutrothe Feuerkreuze aus der Luft herabflogen, und sich auf Gebäuden und Personen niedergelassen hätten. Der fromme Priester fügte mit einem sehr schlauen Ausdruck hinzu, daß die Urheber solcher Wunder zuweilen Engel seien, zuweilen seien es aber auch die leibhaften Teufel, immer aber, wenn dergleichen geschehe, bedeute es großes Unglück, und wichtige Weltveränderungen, die nur durch anhaltendes Gebet und durch fleißige Benutzung aller Gnadenmittel der Kirche zu überwinden wären.

Der katholische Clerus ist also heut, mitten im Christenthum, und auf dem Boden der Kirche selbst, bereits wieder auf dem Punct angelangt, wo sich schon die alten heidnischen Völker befanden, deren Priester ähnliche Erscheinungen auszufinden und auszubeuten wußten. Namentlich in der Geschichte Alexanders des Großen spielten Blut im Brode und Blutregen eine große Rolle. Als Alexander in Syrien war, und Tyrus belagerte, wurde er, wie Diodorus Siculus (XVII. 41.) und Curtius Rufus (IV. 2.) erzählen,

sehr erschreckt. Denn seine Soldaten fanden in ihrem Brod, als sie es brachen, Blut, und sogar Tropfen fließenden Blutes, wie es Curtius ganz genau angiebt. Der Priester Aristander aber erklärte dies als ein gutes Wahrzeichen für die Macedonier, die Belagerung fortzusetzen, denn weil das Blut inwendig im Brote stecke, sei es nur auf das Unglück der in der Stadt Eingeschlossenen zu deuten. Auf der andern Seite deuteten sich auch die Belagerten einen gefallenen Blutregen zu ihren Gunsten, und das Phänomen, dem man heutzutage die rein naturwissenschaftliche Erklärung schwerlich mehr absprechen wird, wurde mit Recht von Jedem nach seinem Bedürfniß aufgefaßt. Dann fehlte es das ganze Mittelalter hindurch nicht an feurigen und blutigen Erscheinungen, die zum Theil bei neuen Weltbegebenheiten und Krisen wesentlich mitwirkten, und auch Mohammed konnte, wie es schien, seine neue Religion nur unter dem Beistand jener rothen Infusorien stiften, die im Blut- und Purpurregen vor dem Angesicht des Propheten die Erde bedeckten, und die neue Offenbarung mit dem Glanz des Wunders schmückten. Besonders aber waren es das ganze Mittelalter hindurch die feurigen und blutigen Kreuze auf den Klei-

dern der Leute, welche große Volks- und Gemüthsbewegungen hervorriefen und die Geschichte mit dem Mirakel in die seltsamste Verkettung brachten. Das, was neuerdings wieder in der neapolitanischen Provinz Basilicata geschehen, und von den Priestern Neapels jetzt so heftig im Interesse der Kirche ausgebeutet wird, setzt uralte Geschichten nur mit einer merkwürdigen Consequenz der Erscheinungen fort, die seit so vielen Jahrhunderten sich treu geblieben sind, und darum das naturhistorische Princip zu ihrer Erläuterung ohne Zweifel bald einmal vollständig finden lassen werden. Herr Ehrenberg selbst hielt das von ihm neu entdeckte Infusorien-Thier, dem er den Namen der Purpurmonade gab, nicht für ausreichend, um auch das Hervortreten blutiger und blutrother Kreuze auf den Kleidern der Leute, besonders auf Mänteln, damit zu erklären. Die Schwierigkeit beruht dabei auch in der Form des Kreuzes, die man durch rothe Regentropfen auf groben Kreuzfäden, der Zeuge jedenfalls nur mit einem sehr mangelhaften Entstehungsgrund, bezeichnet hat. Die Priester, welche die Glorie ihrer Kirche jetzt von Neuem auf diesen Wunder-Erscheinungen aufbauen wollen, scheinen daher immer noch einen gewissen Spiel-

raum für ihre Operationen übrig behalten zu haben. Denn die Ehrenberg'sche Purpurmonade, die allen Wundergläubigen so große Gefahr drohte, hat zwar Manches erklärt, aber doch noch nicht Alles, und es dürfte danach immer noch das eine oder andere Wunder zu lösen übrig geblieben sein.

III.

Kirche und Priester in Neapel.

In Neapel ist man viel katholischer als in Rom, und das alte Wort, daß, je näher an Rom, es desto schlechter mit dem Katholizismus stehe, zeigt sich auch hier in Erfüllung gegangen. Der Neapolitaner ist ein frommes Naturkind, überall auf der Straße sieht man ihn vor Muttergottesbildern knieen, und wenn sich auch seine Religiosität oft mit lustigen und lächerlichen Carnevalsmanieren vermengt, und er nicht selten als Spaßmacher und verteufelter Bursche mitten in seinen Andachtsverrichtungen sich gebärdet, so ist sein Glauben, wenigstens in den wirklichen Volkskreisen, doch noch immer sehr groß, und er wendet alles Mögliche an, um mit seinen Heiligen auf einem guten und vertrauten Fuß zu stehen. Namentlich spart er das Licht und die Flammen nicht, um sich überall, wo es angeht, als

einen guten und aufmerksamen Sohn der Kirche zu beweisen und das Bild der Jungfrau und aller seiner Heiligen auf allen Straßen und in allen Hütten zu erleuchten. Der Neapolitaner, der überhaupt bei allen Veranlassungen seines Lebens der Fackeln und der Lichter nicht entbehren kann, und damit auf eine sehr feierliche und pittoreske Weise umzugehen weiß, schmückt sich auch alle seine Andachtsstätten gern mit dem hellsten Lichterglanz. Den Heiligen und der Madonna hat man es zu danken, wenn die Nächte Neapels nicht finster sind. Denn überall, bald an den Straßen-Ecken, bald an den Häusern, hängen vor den Marien- und Heiligenbildern brennende Lichter und Lämpchen, die von allen Gläubigen der Nachbarschaft die Nacht hindurch unterhalten werden, und in der armseligsten Volkshütte geht oft die Lampe niemals aus, die vor dem Bilde der Madonna wacht.

Soviel der Andacht und dem Glauben angezündete Lichter hatten wir in Rom nicht gesehen, der ernstere, gehaltenere Römer war uns auch sparsamer in seinen Verausgabungen für die Madonna erschienen, während der Neapolitaner so leicht etwas drauf gehen läßt für seine Heiligen und sich selbst mitten in der Kirche auf den lustigsten und gemüthlichsten Fuß mit ihnen stellt,

ja fast wie mit Seinesgleichen mit ihnen umgeht. Denn in den neapolitanischen Kirchen zeigt sich recht, wie dieser Cultus, ungeachtet aller großartigen und glänzenden Formen, in die er sich kleidet, doch zugleich so elastisch ist, um jede Jahrmarkts- und Faschingsstimmung mit Behagen und Grazie in sich aufnehmen und verarbeiten zu können. Während eines Gottesdienstes in Neapel glaubt man sich oft auf der Börse in Paris zu befinden, wo Jeder laut schreit und tobt oder mit seinem Nachbar nach Belieben und ohne alle Gêne schwatzt, während an den verschiedenen Altären die Priester beten, predigen, Messe lesen oder die Beichte abnehmen, so wie an der Börse Creditmobilier-Actien oder dreiprozentige Rente ausgerufen und gehandelt werden. Der neapolitanische Volkshumor gesellt sich dazu, um diesem Treiben, in das sich hier und da auch ein zum Rendezvous zusammengetroffenes Liebespärchen mischt, den Charakter eines durchaus harmlosen, natürlichen und höchst ausgelassenen Volksfestes zu geben. Das Volk macht gern mit dem Heiligsten seinen Spaß, ohne darum gerade an der Frömmigkeit selbst einzubüßen, ein Zug, der durch das ganze deutsche Mittelalter geht, und in Italien, namentlich in Neapel, oft die wunderlichste und lustigste Frazze in die Kirche ver-

pflanzt. Die neapolitanische Dogmatik ist oft von einem wahren Galgenhumor durchwirkt, und der Nationalcharakter, der sich seine Heiligen und Engel gerade so toll, possirlich, üppig, leichtsinnig und boshaft vorstellt, als er selbst es ist, macht dabei die possirlichsten Sprünge. Der Lazzarone, der nicht der schlimmste Kunde der Priester ist, tätowirt sich sogar mit den Köpfen und Namen der Heiligen auf seinen nackten Armen und Beinen, was ihn nicht hindert, im Angesicht des heiligen Antonius oder der heiligen Anna alles Mögliche vorzunehmen, und mit ihnen in die lustigste und lasterhafteste Kneipe zu gehen.

Es ist dies eine Art der Gemeinschaft mit den Heiligen, die überhaupt im Charakter des neapolitanischen Volkes liegt, und oft zu förmlichen Verträgen und Associationen führt, die namentlich mit der Jungfrau Maria selbst abgeschlossen werden. Es war eine Zeitlang Mode, daß sich angesehene Handelshäuser in Neapel förmlich mit der Madonna associirten und dadurch bessere Geschäfte zu machen glaubten. Nach Rehfues lautete ein Handels-Circular, welches der bekannte Kaufmann Giovanni Battista Marchetti an seine Handelsfreunde richtete, folgendermaßen: „Ich habe mich mit der heiligen Jungfrau unter der Firma Maria

Marchetti associirt, unterzeichne jedoch allein und erkenne keine andere Unterschrift an, als: Giovanni Battista Marchetti."

So pêle-mêle mit dem Volksleben und seinen allergemeinsten Bedürfnissen hat sich der Katholicismus kaum in irgend einem andern Lande der Welt durcheinander gemischt. Diese Fähigkeit, sich in das Volk und alle seine Bedürfnisse einzudrängen, und dadurch im eigentlichsten Sinne volksthümlich zu werden und zu wirken, hat die katholische Kirche stets auf die umfassendste Weise, wenn auch nicht gerade im Interesse der Religion, zu üben gewußt. Der Protestantismus, in dem eigentlich die Volkskraft selbst gähren und sich bewegen sollte, hat es nur zur Aristokratie der Geistreichen, zur schneidendsten Ausbildung der Bureaukratie und zur schärfsten und kleinlichsten Auffassung des Souverainetätsbegriffes der Fürsten gebracht. Der Katholizismus mußte freilich das Volk erst dumm machen, ehe er in alle Lebenskreise desselben so überwältigend eindringen konnte, und leider ist dies vorzugsweise das Geheimniß seiner Volksthümlichkeit. Dieses traurige Vorrecht, das Volk und die Gemüther zu beherrschen, hat die katholische Kirche in Italien stets auf das Ausgiebigste wahrgenommen, und das italienische Volk wird

sich dafür einst an dem Katholizismus rächen, wozu in Folge der neuesten Ereignisse sich die Krisis vor der Thür befindet.

Das gemeine Volk in Neapel ist auf der ganzen appenninischen Halbinsel den verdummenden Einflüssen des Katholizismus am meisten unterlegen, und die Verlegenheit, die in ganz Italien herrscht, daß das Christenthum sich nicht gehörig von der Antike zu sondern vermocht hat, und vielmehr das Eine immer dem Andern über den Kopf zu wachsen sucht, ist in Neapel zu einem vollkommenen Wirrwarr der Ideen und Vorstellungen ausgebrochen. Der Neapolitaner kann die antiken Götter und die christlichen Heiligen durchaus nicht von einander unterscheiden, er macht die alten Götter ohne alles weitere Federlesen auch zu Heiligen, und die Statuen des Alterthums heißen für den gemeinen Mann unbedenklich San Mercurio, Santa Diana, San Apollo. Die mythologische Seite des Christenthums ist den Neapolitanern im eigentlichsten Sinne in Fleisch und Blut übergegangen, und sie glauben in ihrem liebenswürdigen, gutmüthigen Leichtsinn alle ihre Schutzpatrone und Heilige ebenso gut auf dem Olymp wohnen, als sie die früheren Bewohner desselben bereitwillig in ihre Kirchen und Klöster aufgenommen haben. Die Nea-

politaner sind ganz gute, lustige Heiden mitten im Christenthum geblieben, und sie haben sogar in der Behandlung ihrer Götter und Heiligen manche seltsame Gewohnheiten von den Alten zurück behalten. Der Schimpfcultus, welchen die Griechen dem Herkules widmeten, und wobei sie ihn auf seinem eigenen Altar weidlich auszankten, mit den schlimmsten Scheltwörtern bedienten oder auch gegen seine Statue losschlugen, ist in der Art und Weise der Anbetung, zu welcher sich das neapolitanische Volk oft gegen seine Heiligen hinreißen läßt, vollkommen erhalten geblieben. In der That kann der Neapolitaner oft sehr wüthend gegen seine Heiligen und selbst gegen Christus und die Mutter Gottes werden, und wenn schlechte Zeiten, Mißernten und Pestilenz gekommen sind, der Vesuv seine Ausbrüche gar nicht mehr stillen will und alles Flehen vor den Altären der Schutzpatrone durchaus zu nichts geholfen hat, dann überschleicht den Neapolitaner oft mitten in der Kirche eine unbeschreibliche Wuth. Alle Tücke und Wildheit in seinem Temperament beginnt zu sieden. Er stößt nicht nur die mörderlichsten Flüche und Verwünschungen gegen die ihm nicht mehr helfenden Heiligen aus, sondern er rennt auch mit geballten Fäusten gegen ihre Altäre los und ohrfeigt ihre schönen

geschmückten Bildnisse, weil sich diese Heiligen gegen ihre Gebete so unfügsam und harthörig erwiesen haben. Der Lazzarone schimpft und spuckt oft alle Heilige und Schutzpatrone zusammengenommen mit einem herzhaften Fluch in seine Mütze hinein, drückt dieselbe dann in seinen Fäusten gewaltig zusammen, schleudert sie an die Erde und trampelt dann eine Viertelstunde lang mit seinen Füßen darauf herum. Zuweilen soll dies wunderbar geholfen haben, und die neapolitanischen Heiligen mögen vielleicht gewohnt sein, in den Schlägen nur den Ausdruck der Liebe zu empfinden, gleich den ungarischen Weibern aus dem Volke, die sich von ihren Männern nur geliebt fühlen, wenn sie von denselben von Zeit zu Zeit ihre richtige Tracht Prügel empfangen. Es ist dies derselbe geheimnißvolle Zug der Geister, der den mecklenburgischen Gutsbesitzer treibt, sein Wetterglas zu prügeln, wenn es zur Zeit des Heueinfahrens immer und immer nur auf Regen gezeigt hat, und wegen dieser speciellen Malice des Barometers dieser wichtige Theil der Feldarbeit von Tag zu Tag verschoben werden muß. Es ist dies zugleich der Grund und Boden, auf dem die Tyrannenwirthschaft, sei es großer oder kleiner Herren, am besten und fettesten gedeiht, denn derselbe Neapolitaner, der seine Heiligen schimpft und prügelt,

küßt sie auch in besseren Tagen, wo er nur irgend kann, und weiß sich vor Zärtlichkeit mit ihnen gar nicht zu lassen, ja er würde selig sein, wenn er sie einmal mit Maccaroni füttern könnte. Ebenso hat er es schon oft mit seinen Königen gemacht, und er ist jedenfalls der Muster-Unterthan eines Tyrannenstaats. —

Wie der Neapolitaner ein guter, wenn auch sehr unartiger Zögling seiner Priester ist, so sind auch wiederum die Priester vom Kopf bis zur Zehe ganz und gar Männer ihres Volkes und tragen das neapolitanische Naturell eben so scharf und ächt ausgebildet, als jeder Lazzarone und jeder Bummler auf dem Molo, an sich. Verschmitztheit, Behaglichkeit, Weltgenuß und Lebensbeweglichkeit bilden den Charakter des neapolitanischen Priesters. Wenn man ihn sieht, wie er in der Kirche sogar im Beichtstuhl ganz behaglich sein Schälchen Kaffee schlürft, das ihm seine Haushälterin zur Erquickung in seinem angestrengten Dienst nachgeschickt hat, so zeichnet sich dadurch sein ganzes Bild schon in sehr charakteristischen Zügen ab. Der Priester ist hier zu Lande ein Naturkind, wie alle Anderen. Die Weihe der Kirche, die er besitzt und ausübt, hat ihn dem Volke und dessen Gewohnheiten nicht entfremdet, er verleugnet nie, daß er dieselben Bedürfnisse,

Leidenschaften und Vergnügungen hat, wie nur irgend Einer aus dem Volke, überall ist und lebt er mitten unter dem Volke, er schwatzt angenehm mit den Frauen und Mädchen, verkehrt mit den Männern in der Kneipe, auf den Spaziergängen und selbst beim lustigen Gelage, ist in allen Caféhäusern und bei allen Restaurants zu finden, wo er in der besten Laune sich niedergelassen hat. Der Priester (prete) ist die eigentliche Allerweltsfigur in Neapel, der man überall, zu jeder Tageszeit und in allen möglichen Situationen begegnet. In keinem andern Lande der Welt erblickt man die Geistlichen in so großen Schaaren, und gewissermaßen auf einem Klumpen zusammengeballt, als in Neapel, wo die Zahl derselben, obwohl sie sich seit mehreren Jahrzehnten bedeutend vermindert hat, doch noch immer in einem ungewöhnlichen Verhältniß zur Bevölkerung selbst steht. Man hat berechnet, daß von 108 Neapolitanern immer Einer dem Clerus angehört, und ohne dies würde es nicht möglich sein, daß durch das Volkstreiben jeder Straße der an allen Ecken und Enden gesehene Priesterrock seinen schwarzen Einschlag zieht. Es giebt sogar Städte im Neapolitanischen, wo die Geistlichen bei weitem mehr als die Hälfte der ganzen Bevölkerung bilden, und der blaue Himmel von Priester-

rock und Mönchskutte, die unter ihm umherwimmeln, fast verdunkelt wird. In dem herrlichen Sorrento, das mit den schönsten und liebenswürdigsten Frauen Italiens gesegnet ist, sind zugleich die Geistlichen am fettesten und ausgiebigsten gediehen. Man zählt hier auf eine Bevölkerung von 6000 Einwohnern 1500 Geistliche, die also den vierten Theil der Menschenzahl in diesem kleinen, zu geistlichen Exercitien wenig auffordernden Paradies bilden.

Auf den Straßen Neapels erscheint der Priester mit seiner feisten, runden, verschmitzten und lebenslustigen Figur als der eigentliche Flaneur, der im dichten, buntgemischten Gedränge der Toledostraße einen Hauptbestandtheil bildet, und an dem man überall vorbeistreift, ohne ihn vermeiden zu können. Er ist der aufgeweckteste, beweglichste Bummler Neapels, mit den großen, schwarzen, klugen Augen Alles beobachtend und ausspähend, nach allen Seiten hin verbindliche, zärtliche, verstohlene, fromme Grüße spendend, wie es gerade paßt; und als wahrer Hans Dampf in allen Gassen, ist er zugleich der sicher und stolz einherschreitende Mann, der sich vollkommen bewußt ist, daß unter seinen Tritten, wo er sich zeigt, Heil und Segen hervor sprützen.

Auch vor den Thoren Neapels, besonders nach Portici hinaus, wohin an den Donnerstagen im Herbst der Corso geht, sieht man fast nichts als Geistliche, in den verschiedensten Aufzügen und bei jeder möglichen Gelegenheit. Hier begegneten wir sehr häufig Priestern, die in Fiakern fuhren, andere nahmen unbeschadet ihrer Würde, und nur zuweilen mit einiger Beeinträchtigung ihres Embonpoints, ihren Platz auf dem Corricolo, dem ergötzlichen neapolitanischen Volksfuhrwerk, ein, auf dessen erstaunlich kleinem, wunderbar berechneten Raum eine aus allen Ständen gemischte Gesellschaft so leicht, mit dem besten Humor und für ein kaum zu nennendes Geld über Land fährt. Der Corricolo ist ein seltsames, zweiräderiges Fuhrwerk, das einem einspännigen französischen Tilbury ähnlich sieht, und in dessen Kaleschkasten ursprünglich nur Raum für zwei Personen ist, wogegen aber gewöhnlich zwölf bis fünfzehn Personen sich auf diesem Wagen zusammendrängen, ohne daß die Bespannung weiter als bis zu zwei kleinen mageren Pferden ausgedehnt wird. Die Art und Weise, wie diese Menge von Personen auf dem Corricolo sich unterbringt, ist eben so malerisch als klug herausgefunden. Auf dem Hauptsitz in der Kalesche haben drei wohlzusammengedrängte, aber doch noch ganz an-

genehm situirte Personen Platz gefunden, und hinter ihnen eingefriedigt sitzt noch auf einem Bänkchen im Fond ein einzelner Passagier, bei dem nur der Verbleib seiner Hände und Füße ein Räthsel zu bilden scheint. Außerdem aber hat sich eine Reisegesellschaft dazu gefunden, die mit Gefahr ihres Leibes und Lebens hinten und vorn auf den Wagenstangen hinaufgeklettert sind und dort umher hängen oder stehen oder mit bewunderns=würdiger Geschicklichkeit sich auf der schmalen Stange oder einem daran befestigten Brett niedergesetzt haben. Der Fuhrmann, ein vergnügtes und schlau lächelndes Gesicht, dem man die guten Geschäfte ansieht, die er mit seinem wiederum so stark gefüllten Fuhrwerk macht, hat vorn auf einem kaum zu verwendenden Raum auch noch zwei Passagiere zu sich genommen, von denen der eine, ein junger, flegelhaft dareinstierender Bursche mit weißen Hemdsärmeln und einer Zipfelmütze auf dem Kopf dicht hinter dem Pferde auf der Geschirrstange reitet, während sein Nachbar, ein Mann mit einer blauen Blouse, vielleicht ein umherziehender Geschäfts=mann, der einen großen Bündel vor sich auf dem Schooße hält, sich zwischen ihm und dem in der Ecke sitzenden Fuhrmann auf die unbegreiflichste Weise ein=geklemmt hält, seine beiden Arme aber, die er kaum

hervorzustrecken vermocht hat, wie gebunden und unbeweglich vor sich in der Luft schweben läßt. Auch unter dem Wagen, wo ein angehangenes Netz auf- und niederschwebt, sind noch Passagiere untergebracht worden, denn in diesem Netz zappeln zwei bis drei Kinder umher, welche ihre Füße lachend und singend heraushängen lassen.

Auf diesem Fuhrwerk, das seiner fast unentwirrbar ineinander gedrängten Bemannung nach beinahe mit einem Rattenkönig zu vergleichen wäre, in welchem die ganze Gruppe mit den Schwänzen zusammengewachsen ist, bildet der Priester eine stehende Figur. Man wird kaum ein Corricolo in und bei Neapel erblicken, auf dem nicht zugleich ein Priester in aller seiner Wohlbeleibtheit und Behaglichkeit Platz genommen hätte. Wir sehen ihn dort auf der ersten Bank in der Calesche des Corricolo in der That wie ein höheres Wesen unter dieser ganzen Sippschaft thronen. Er hat einen Eckplatz inne, denn wer möchte dem ehrwürdigen Herrn einen solchen streitig zu machen wagen. Mit einer gewissen Allmacht in Ausdruck und Haltung, und doch mit einem höchst vergnügten und harmlosen Gesicht, hat der geistliche Herr dort seine feisten Glieder niedergelassen. Auf seiner Bank sitzen noch zwei Personen,

die ihn aber im Raum außerordentlich wenig zu beeinträchtigen scheinen. Denn ohne Zwang hintenüber gelehnt, kann er seinen gewaltigen Embonpoint mit so viel Nachlässigkeit und Grazie vor sich ausstrecken, daß er mit der rechten Hand noch seinen Krückstock sich bequem zur Seite zu halten vermag, während die andere Hand, die auf einem der fetten, rundlichen Finger einen großen Siegelring trägt, nachlässig und frei über den Wagen hinaus lehnt.

Unser ehrwürdiger Herr ist ein Weltgeistlicher, denn er trägt den langen schwarzen Oberrock von Wolle, der, ohne Kragen, oben am Halse fest zusammenschließt und nur von dem kurzen weißen Handkragen, der zierlich umgelegt ist, schattirt wird. Mit kleinen Knöpfen ist dieser Rock von oben bis unten zugeknöpft, und er macht einen gewissen stattlichen Effect, indem er sich um den Leib des Priesters schmiegt. Auf dem Kopf sitzt ihm der schwarze dreieckige Hut, dem eine pittoreske und kleidsame Form nicht gerade abzusprechen ist, und der dem fetten, pausbackigen Gesicht einen kühnen, unternehmenden Ausdruck leiht. Die Brille mit den großen Augengläsern, die den breiten, sinnlich geformten Nasenrücken des geistlichen Herrn beherrscht, wird von der linken Hand zuweilen unruhig

hin- und hergeschoben und überwiegend nach der rechten Seite hin gedreht, denn dort thut sich allerdings ein Anblick auf, der für den ehrwürdigen Priester etwas außerordentlich Bewegendes haben muß.

Neben ihm, in der Mitte der Bank, und ihm dicht zur Seite gepreßt, sitzt eine hübsche Bäuerin, auf dem Schooß ihren Säugling haltend, dem sie die frei geöffnete Brust mit eben so großer Anmuth als Unbefangenheit spendet. Die junge Frau hat die derbe Schönheit der Landbewohnerinnen aus der Umgegend Neapels, mit den kohlschwarzen brennenden Augen in dem harmonisch geschnittenen, nur von der Sonne scharf und dunkel gebräunten Gesicht. Es ist eine ländliche Madonna, frisch, naturderb, mit einer sittigen und sinnigen Miene, das glänzend schwarze Haar anmuthig gescheitelt. Mit einer heiteren Zufriedenheit blickt sie auf ihr Werk, den tüchtigen Jungen, herab, der halb nackt an ihrer braunen Marmorbrust hängt und mit vollen Zügen derselben seinen Nectar abgewinnt. Der muntere Säugling, der sich vor Wonne gar nicht lassen zu können scheint, stemmt sich mit dem einen Bein ganz herzhaft gegen den Bauch des geistlichen Nachbarn auf und die glückliche Mutter bemüht sich von Zeit zu Zeit, mit einem leise hingehauchten perdonate, wobei

das lieblichste Erröthen ihre Wangen färbt, das Beinchen wieder zurückzuschieben, sie streift aber dann wieder mit dem eigenen Ellenbogen ihres entblößten Armes den schwer zu umgehenden Embonpoint des Ehrwürdigen, und ruht unwillkürlich einige Augenblicke lang auf demselben aus. Der Priester sieht ungemein mild und zufrieden darein, er würde seine Nachbarin, die so viel Herrlichkeit ihrer Natur offen und freundlich zum Besten giebt, in diesem Augenblick von jeder Todsünde losgesprochen haben, und er rückt öfter recht fürsorglich zusammen, um Mutter und Kind nicht zu gefährden, während der Nachbar auf der andern Ecke der Bank, ein schwarzschnauzbärtiger, mit einem gelben Strohhute bekleideter Contadino, sich ganz trotzig und mißvergnügt von dem Schauspiel abgewandt hat, und den großen Sonnenschirm, den er über sich ausgespannt hält, so mißgünstig wendet, daß nur ihm der Schatten davon zugutkommen kann.

In dieser Situation, in der wir den neapolitanischen Priester oft gesehen haben, erscheint er nicht selten so menschenfreundlich und volksthümlich, daß man ihm ein gewisses Anrecht auf Liebenswürdigkeit nicht abzusprechen vermögen wird. Aber auch als Cavalier weiß er sich bei verschiedenen Gelegenheiten zu zeigen. Und man

sieht ihn, namentlich auf den Touren, die der Corso in Neapel nimmt, nicht selten in einem höchst eleganten Cabriolet dahin fahren; oft fährt der geistliche Herr selbst, mit ebenso vieler Sicherheit als Grazie, und er stellt sich dabei vollkommen geschult in den ritterlichen Künsten und noblen Passionen dar. Ein zierlich ausgeputzter Jockey steht hinter ihm auf seinem Cabriolet, und giebt dem seltsamen Aufzuge, der indeß Niemanden hier auffällt, die modische Weihe. Man kann in Neapel, wo Alles Carneval und toller Mummenschanz ist, nichts Anstößiges daran finden, daß der Geistliche mit dem Stutzer um die Wette auf dem Corso dahinrollt; der Neapolitaner weiß mit gutem Humor Alles so zu nehmen, wie es ist, und seine Gläubigkeit würde nicht darunter leiden, wenn seine Priester auch mit Cabriolet und Jockey angefahren kämen, um die Messe abzuhalten. Der Neapolitaner ist von seinen Priestern selbst so erzogen, daß er das Heilige von der Posse nicht zu unterscheiden vermag, und wie er in der Kirche selbst kein Spielverderber ist, so läßt und gönnt er auch seinen Priestern jede Maske, die sie außerhalb der Kirche brauchen können und wollen, ohne dadurch den Glauben an sie zu verlieren. Er glaubt auch nicht deshalb an die Priester, weil sie ihm glaubenswürdig

scheinen, sondern weil es doch einmal nicht anders geht, und weil man, so gut wie Maccaroni, auch eine Kirche und Priester haben muß. Der Priester kann und versteht ja Alles, was dem Volke Trost, Nutzen und Vergnügen gewähren kann; wenn er die Sacramente nicht reicht, oder für die begangenen Sünden den Ablaß gewährt, so ergreift er auf der Kirmeß die Geige, und spielt dem lustigen Volke zum Tanze auf. Die priesterliche Fiedel scheint dann besonders Wunder zu thun, man springt und hüpft noch viel besser und ausgelassener danach, und kein einziger der tollen und lasciven Sprünge, die den neapolitanischen Volkstanz fast ebenso üppig erscheinen lassen wie den spanischen, wird darum unterlassen, ja man versteht es zuweilen, den Priester selbst als lustige Figur mitten in ein wildes Gelage hineinzuziehen.

Anderswo sieht man den neapolitanischen Priester dann wieder als eifrigen Zeitungsleser erscheinen. In den Cafés und Restaurants von Neapel ist es der Geistliche, der die Rolle desjenigen übernommen hat, den man an andern Orten den Zeitungstiger nennt. Bei seinem Eintritt schleppt er gewöhnlich alle Zeitungen, die im Café umherliegen, einheimische und auswärtige, auf seinem Platz zusammen, und sitzt halb

auf denjenigen, die er noch nicht liest, um sich ihre Lectüre ausschließlich vorzubehalten, während er sich in das vor ihm aufgeschlagene Blatt mit einem Behagen und Eifer, wodurch er sich zugleich als einen besonders Eingeweihten in den Händeln der politischen Welt erweist, vertieft. Wie vor dem Altar, so thut er es auch hier gewissermaßen für Alle, denn das Zeitungslesen ist keine besonders starke Seite der Neapolitaner, und die Geistlichen, welche in Neapel die ganze Censur in Händen haben, sorgen auch selbst dafür, daß nicht zu viel Zeitungen an den öffentlichen Orten aufgelegt werden dürfen. Der Geistliche ist aber selbst nichtsdestoweniger der Zeitungsleser par excellence, die Zeitungen reizen ihn wie alle verbotenen Früchte, und er studirt vielleicht auch deshalb jetzt so eifrig alle Vorgänge und Zeichen der Zeit, weil sein scharfer Instinkt ihm sagt, daß Priesterthum und Kirche bald in eine historische Krisis, wie noch niemals, gerathen werden.

Der neapolitanische Clerus ist übrigens im Allgemeinen sehr wenig unterrichtet, und es sind auch von jeher nicht einmal gute Redner aus seinen Reihen hervorgegangen. Der berühmteste unter den jetzigen Kanzelrednern Neapels ist Domenico Scotti Pagliara, der

zugleich Professor am Seminar der Diöcese ist, und gewöhnlich in der kleinen Kirche der Gerolomini nach der Messe, wie es in Italien gebräuchlich ist, predigt. Wir hörten ihn, und wunderten uns über die Mittelmäßigkeit und Unbeholfenheit seiner Ausführungen, die nicht einmal in ihrer Ausdrucksweise einen gebildeten und geistig geschulten Mann verriethen.

Interessanter sind die Volksprediger, die in Neapel noch immer eine eigenthümliche Rolle spielen, obwohl der größte und merkwürdigste derselben, der Dominicaner Rocco, welcher der neapolitanische Abraham a Sancta Clara im ächtesten Stil war, heutzutage nicht mehr unter den Lebenden gefunden wird. Diese Volksprediger, die gewöhnlich mitten im dichtesten Volksgewühl auf öffentlichen Plätzen und unter freiem Himmel predigen, besteigen auch in verschiedenen Kirchen Neapels die Kanzel, und lassen sich über alle möglichen Gegenstände hören. Ihre Manier, die äußerlich etwas Hinreißendes hat, vereinigt das höchste Theaterpathos mit dem schwärmerischen, fast fieberhaften Aufschwung des Mystikers und den tollen Gebärden und Einfällen des Arlecchino. Freilich sollen die heutigen Volksprediger Neapels weit zurückstehen hinter dem witzigen Dominicaner Rocco, dessen groteske Predigten und Einfälle

noch heut im Volke unvergessen sind, und der in seiner Manier das Privilegium zu haben schien, selbst der Regierung auf das Derbste die Wahrheit zu sagen. Unter den Anekdoten, die über ihn noch im Schwange gehn, ist ohne Zweifel diejenige die charakteristischste, wie Rocco einst bei einer seiner Straßen-Predigten durch einen gleichzeitigen Zug des Pulcinella sich gekreuzt sah, der durch seine unwiderstehlichen Späße alle Aufmerksamkeit von der Predigt des Dominikaners ablenkte. Da hatte Rocco einen wunderbar schlagenden Einfall, er hielt das in seinen Händen befindliche Crucifix hoch in die Höhe und auf dasselbe hinzeigend, rief er mit seiner Mark und Bein durchdringenden Stimme: Ecco il vero Pulcinella! („seht, das ist hier der wahre Pulcinell!") Dies Wort brachte eine unbeschreibliche Wirkung hervor, das Volk brauste ihm einen ungeheuern Beifall zu, und die Predigt konnte unter der ungestörtesten Andacht seiner Zuhörer fortgehen. Es gehörte der ganze neapolitanische Volkshumor dazu, um den gekreuzigten Christus als den wahren Pulcinell aufzufassen, und nur der für alle Tollheiten und Schelmereien großartig ausgebildete Tact des Lazzarone vermochte diese Auffassung so zu würdigen, daß er sich dadurch vom Pulcinell ab zur Andacht Dessen, was ihm

gepredigt wurde, hingezogen fühlte. Christus als Pulcinell ist der eigentliche Charakter der neapolitanischen Kirche, es giebt nichts Heiligeres als den tollen Spaß und die ausschweifende Posse bei diesen confiscirten, aus lauter Gaukelei zusammengesetzten Gemüthern, und wenn Christus selbst sich als der wahre Pulcinell dem Volke vorstellt, so hat der Erlöser dadurch in seinen Augen gewiß die vollste Berechtigung gewonnen, von den Lazzaroni gehört und angebetet zu werden.

Dieses burleske Element, das den neapolitanischen Clerus wesentlich charakterisirt, unterscheidet ihn auch ganz eigenthümlich von dem römischen, dem, bei gleichen Lastern und Charlatanerieen, doch eine gewisse äußere Charakterwürde oder ein Talent für das ernstere Fach nicht abzusprechen ist. Es bildet darum der neapolitanische Clerus, welcher den neuesten statistischen Zahlen zufolge den dritten Theil der ganzen Bevölkerung ausmacht, einen untrennbaren Bestandtheil des Volksgeistes selbst, dem er zugleich in Launen, Tücken und Tollheiten vollkommen entspricht.

Es macht sich dies Verhältniß auch um deswillen im Lande und in allen Zuständen desselben so charakteristisch geltend, weil der geistliche Stand nicht nur das hervorragende Drittheil der ganzen Volkszahl bildet,

sondern auch der dritte Theil des Grundbesitzes sich in den Händen des Clerus befindet. Ein altes Sprüchwort drückt dies noch umfassender, vielleicht zu sehr übertrieben aus, indem es sagt: „Wenn Du das Königreich Neapel in fünf Theile getheilt hast, so wirst Du finden, daß vier Theile davon dem Clerus zugehören."

Es mag auch sehr viel ehrenwerthe Männer unter diesen neapolitanischen Geistlichen geben, die in würdiger Zurückgezogenheit und Mäßigkeit von den wenigen Einkünften leben, welche auf einer kleinen Pfründe haften, deren Verwalter sie sind und die man bei dem allerbescheidensten Lebensgenuß, der freilich in Neapel keine so große Entbehrung ist als anderswo, die strengsten Pflichten ihres Standes und der Kirche musterhaft ausüben sieht. Aber im Allgemeinen steht die Moralität und Würde der Geistlichen in Neapel wohl auf einer sehr schlimmen Stufe, und besonders ist es die niedrigere Klasse des Clerus, bei der alle möglichen Vergehen und Laster angetroffen werden, was vornehmlich in den entfernteren Landbezirken des Königreichs oft die äußersten Grenzen überschreiten soll. Dieser Auswurf der Bevölkerung, der in dem Clerus sich darstellt, geht in seiner Versunkenheit so weit, daß selbst viele Polizeispione in Neapel, und zwar die gefährlichsten

und verderblichsten, dem geistlichen Stande angehören sollen.

Wild, blutdürstig und eher dem Räuberhandwerk als dem Priesterthum verwandt, sind auch die Sitten der Geistlichen in Neapel, ebenso wie in dem heiligen Rom. Zur Zeit unserer Anwesenheit in Neapel machte eine geistliche Mordthat großes Aufsehen, welche in der kleinen abgelegenen Kirche Maria del monte sich zutrug. Hier erstach vor dem Altar selbst ein Priester den anderen, und zwar aus Motiven der Eifersucht, denn die beiden Herren hatten sich mit allen Waffen, die sie führten, um das Seelenheil desselben schönen Beichtkindes bemüht. Man unterdrückte indeß die Sache, weil sonst die Kirche hätte geschlossen und vom Papste von Neuem gesegnet werden müssen, und so großen Weitläufigkeiten unterzieht man sich doch nicht gern.

Ein halbes Jahr vorher hatte ein anderer Geistlicher den Ehemann seiner Geliebten erstochen, auf den er sehr eifersüchtig geworden war. Denn die sociale Fäulniß, welche die neue Pariser Demimonde-Romantik so üppig hervorgetrieben, ist nicht blos in den neuen Kaiserzuständen Frankreichs, sondern auch im Schooße der italienischen Kirche ausgebrütet worden, und der

Priester arbeitet mit den sogenannten Gnadenmitteln der Kirche, die er zu allen möglichen Zwecken auszubeuten weiß, nicht minder an der Auflösung der Gesellschaft, als der Viveur in Paris, der sich aus Egoismus, schlechtem Herzen, Sinnlichkeit und Schulden eine die Gesellschaft anfressende Philosophie der Verzweiflung zurecht gemacht hat. Der neapolitanische Priester wurde auf den rechtmäßigen Ehemann seines Beichtkindes eifersüchtig, wie in dem Pariser Roman „Fanny" von Feydeau sich der Liebhaber durch die an seiner Geliebten ausgeübten Rechte des Ehemannes erzürnt und beleidigt fühlt. So hatte jener Priester, der im Interesse der Kirche sein Beichtkind von allen Seiten in Beschlag genommen, es nicht dulden zu können geglaubt, daß noch ein Anderer uneingeweihter, und wäre es selbst der Ehemann, wieder aus rein weltlichem Standpunkt bei diesem Gegenstand Bresche schießen und ihm selber das Terrain verderben dürfe. Er senkte ihm deshalb in der eigenen Wohnung des Unglücklichen, wo er ihn Abends bei der Frau traf, einen wohlgezielten Dolch in die Brust, zerschnitt dann den Leichnam in Stücke, packte diese in eine Kiste, und begab sich damit in den Hafen hinaus. Er wollte die Kiste hier, als Mehl enthaltend, versteuern lassen, aber er konnte

es doch nicht abwehren, daß sie geöffnet ward, und er sich in Folge davon verhaftet sah. Er verbüßt seine Strafe aber nur in einem Kloster, wo er sich ganz vortrefflich befinden soll, und das ausgesuchteste Behagen genießt. Wahrscheinlich hat die geistliche Gerichtsbarkeit mildernde Umstände an dem Priester entdeckt. Auch die vielen Geistlichen, welche in den Gefängnissen auf der Insel Nisita zu sitzen pflegen, genießen, obwohl sie dort meist wegen unnatürlicher Verbrechen und wegen der schändlichsten Vergehen gegen Schaam und Sitte eingesperrt sind, noch immer einer sehr glimpflichen und bevorzugten Behandlung, während die politischen Gefangenen, die mit ihnen an demselben Orte sitzen, als die eigentlich Verdammten erscheinen, die alle Gräuel und Schauder dieser Kerkerhaft im höchsten Uebermaaß auf sich nehmen müssen.

Die Verwilderung des neapolitanischen Clerus, die in der letzten Zeit immer stärker hervorgetreten, wird von den in ächter Frömmigkeit der Kirche treu gebliebenen Katholiken nicht selten dem anomalen Verhältniß zugeschrieben, in welches Neapel mit seiner Kirchenverfassung seit sieben Jahren zu dem universalen Mittelpunkt Rom gerathen ist. Der alte Lehnsnexus, welchen die Päpste früher und lange über das Königreich beider

Sicilien besaßen und festhielten, ist bekanntlich in Folge der revolutionnairen Ereignisse von 1848 von Rom selbst theils aufgegeben, theils wesentlich illusorisch gemacht worden. Pius IX. selbst war derjenige, der auch hier zuerst die Hand dazu geboten, die Machtausdehnung der römischen Kirche zu schmälern. Denn er, der jetzt für die Forterhaltung des Patrimonium Petri in seinem unveräußerlichen Besitzstande alle seine Thränen und Gebete und die letzten Reste seiner kirchlichen und weltlichen Stärke aufbietet, war damals, als er vor den Stürmen der Revolution und Republik ein so gastfreundliches Asyl in Neapel gefunden hatte, noch nicht so ängstlich darin, Rechte der römischen Kirche zu verschleudern. Es drängte ihn, dem König Ferdinand II. von Neapel sein dankbares, so leicht von Gefühlen überwallendes Herz auszudrücken, und da er in jener Zeit selbst nichts hatte, sondern nur ein armer, flüchtiger und versprengter Hirt seiner Kirche war, so wollte er doch ein immerhin ansehnliches Gastgeschenk zurücklassen, und bot dem König von Neapel seine Verzichtleistung auf jenen alten Lehnsnexus der römischen Päpste an. Aber da Pius doch auch wieder der Meinung war, daß die Kirche nichts so ganz aufgeben dürfe, um selbst den Rechtstitel auf irgend einen An-

spruch für sich verloren gehen zu lassen, so behielt er sich vor, jene alte Berechtigung Roms in eine mildere Form umzuwandeln, und der König von Neapel, der als solcher immer sehr selbstständige Rechte in Kirchensachen behauptet, stand nicht an, ein Anerbieten anzunehmen, das ihm wenigstens mit seiner Unabhängigkeit vom päpstlichen Stuhl von Neuem schmeicheln sollte. Es kam aber erst im Jahre 1852 zu einer völligen Feststellung dieser Sache, die doch nicht so ganz eine nur formelle Kleinigkeit betraf.

Der früher von den Königen von Neapel an den Papst bezahlte Sanct-Peters-Canon, der am Vorabend des Peterstages zur Anerkennung der Oberherrlichkeit des Papstes dargebracht werden mußte, bestand ursprünglich in dem jährlichen Geschenk eines weißen reichgeschirrten Zelters und eines Beutels mit zwölftausend Dukaten, worin das Verhältniß Neapels zu Rom jährlich vollwichtig ausgedrückt werden mußte. Dies Geschenk wurde zuerst unter König Ferdinand I. vollständig eingezogen, denn das Streben dieses Königs, besonders aber seiner Gemahlin Karoline, der unternehmenden und klugen Tochter Maria Theresia's, der Schwester Maria Antoinette's von Frankreich, ging dahin, alle Fesseln abzustreifen, durch welche Neapel

nach außen hin gebunden gewesen. Ihr Minister, der nach freisinnigen Reformen strebende Marchese Tanucci, hatte die Gelehrten des Landes aufgeboten, um in weitläufigen Abhandlungen die Grundlosigkeit jener Ansprüche Roms aufzuzeigen, bis sich die Regierung des Königs plötzlich kurz entschloß, den weißen Zelter nicht mehr reiten zu lassen, und den Beutel mit Dukaten lieber im Schatze zurückzubehalten.

Es war die plötzliche Verweigerung dieses alten Lehns aber eine kühne Neuerung, über die König Ferdinand sich bald in seinem Gewissen beschwert fühlen mußte, wie er denn überhaupt gegen Ende seines Lebens krank und trübe zusammenbrach und ein neues Concordat mit dem Papste schloß, in dem eine jährliche Leistung von zwölftausend Ducati ausdrücklich wieder festgesetzt und auf die Einkünfte der neapolitanischen Bisthümer begründet wurde. Es gehörte das gute Herz eines Papstes wie Pius IX. dazu, um den Sanct-Peters-Canon in ein Geschenk von Fasanen umwandeln zu lassen. So bedeutender Einkünfte konnte sich die Kirche nur in der wahren Herzensangst ihres Oberhirten entschlagen, dem die Zeit so übel mitgespielt hatte, daß er ohne die Gastfreundlichkeit des Königs von Neapel nicht mehr gewußt hätte, wo er sein Haupt

hinlegen sollte. Und nun, in dieser wunderbaren Zeit, in der sich Alles verwandelte, waren, ein Scherz der Verzweiflung, aus dem weißen Zelter und den schönen Dukaten lauter Fasanen geworden, die zwar als Gold- und Silberfasanen noch an das edle Metall erinnert haben mögen, aber doch im besten Falle nur als Braten verzehrt werden konnten. Sinnig, wie Pius immer war, bestimmte er aber die Zahl dieser Fasanen nach der Zahl der in Rom lebenden Kardinäle, denen sie der Papst jetzt zum Geschenk macht, und so sind die Fasanen glücklich in das römische Kirchensystem selbst hineinorganisirt worden.

König Ferdinand I. hatte sich schon zu Anfang seiner Regierung dagegen gesträubt, jene Geschenke als eine förmliche Lehnsverbindlichkeit Neapels an den päpstlichen Stuhl abzutragen, und wollte nur aus gutem Willen und aus freier Ergebenheit gegen die Kirche zahlen. Aber Pius VII. hatte noch die alte päpstliche Kraft in sich, den Ungehorsam des Hofes von Neapel deshalb zur Verantwortung zu ziehen, und als ein unbeugsames Recht zu fordern, was der König nur als ein freiwilliges Geschenk hatte gewähren wollen. In der spätern Zeit seines Lebens aber, wo dem König vor dem Tode bangte und die Priester sich seines

Geistes bemächtigt hatten, räumte er es in dem Concordat vom 16. Februar 1818 als eine völlig grundgesetzliche Leistung ein, daß zwölftausend Ducati jährlich an Rom bezahlt würden; nur das Lehnspferd weigerte er sich in das Concordat aufzunehmen. Dies Pferd hatte den König bei einem früheren Vorfall sehr geärgert. Dieser Zelter wurde dem Papste mit großer Feierlichkeit von dem königlichen Botschafter zugeführt, und der Papst pflegte denselben in den Vorhallen des Vaticans mit den Worten in Empfang zu nehmen, daß dies der Lehenscanon sei, der ihm vermöge seiner Oberherrlichkeit über das Königreich beider Sicilien gebühre. Es hatten sich aber einst bei dem Zuge, in welchem der neapolitanische Botschafter, Fürst Colonna, den Schimmel nach dem Vatican brachte, unangenehme Streitigkeiten wegen des Vortritts zwischen den Dienerschaften des Botschafters und des Gouverneurs von Rom erhoben, wodurch die schlimmsten Auftritte hervorgerufen wurden, und dies hätte fast den Frieden zwischen beiden Staaten auf's Spiel gesetzt.

Ferdinand I. hatte aber in dem Concordat von 1818 zugleich die ganze Allmacht Roms an die Spitze der neapolitanischen Kirche gestellt, und während er früher mit der Veräußerung der Kirchengüter und Aufhebung

der Klöster unbekümmert um jede Einwilligung des Papstes vorgegangen war, verzichtete er durch das Concordat für sich und seine Nachfolger für alle Zeiten auf jede Verfügung über ein geistliches Gut, welches er als heilig und unverletzlich anerkannte, stellte die geistliche Gerichtsbarkeit wieder her, und erweiterte die Befugnisse der vom Papste einzusetzenden Bischöfe mehr, als sie jemals bestanden hatten. Dafür glaubte sich der König von Neapel nun aber auch den Triumph und die Beruhigung einer Reise nach Rom zu den Füßen des heiligen Vaters gönnen zu dürfen, um dort nicht nur Segen und Ablaß, sondern auch alle Lobsprüche und Ehren wegen des Concordats zu empfangen. Bescheiden, wie es einem gläubigen und gehorsamen Sohn der Kirche geziemt, nur mit dem kleinsten Gefolge und ohne jeden Pomp, trat Ferdinand diese Reise an, auf der ihn nur die Königin Caroline begleitete. Außerdem aber brachte er den Römern den berühmten neapolitanischen Buffo Casacciello mit, durch welchen er, ein ächtes neapolitanisches Gemüth, die Leute in der ernsten, ewigen Stadt zu lachen machen wollte. Diese liebenswürdigen Absichten wurden nur durch das Mißgeschick unterbrochen, daß das römische Publikum durchaus nicht über den Buffo des Königs von Neapel

lachen konnte, und der König fast der Einzige blieb, der seinen Liebling im Theater beklatschte. Wenn die Römer aber über den allen ihren Manieren und Gewohnheiten widerstrebenden Buffo nicht lachen konnten, so lachten sie desto mehr über den König Ferdinand von Neapel, nicht blos, weil er alle Abende so herzlich über seinen Buffo lachte, sondern weil er sich nach so stolzen Vorgängen doch jetzt mit gebundenen Händen dem Papste überliefert hatte.

Sein Nachfolger auf dem Thron Neapels, Ferdinand II., der sogenannte Bombenkönig, hatte, obwohl er sonst nicht daran dachte, die Bestimmungen des Concordats von 1818 zur Ausführung bringen zu lassen, doch den Sanct-Peters-Canon, soweit er in demselben festgesetzt worden, immer regelmäßig auszahlen lassen, bis sein Gastfreund Pius IX. den unwiderstehlichen Einfall mit den Fasanen gehabt hatte. König Ferdinand II. aber, der in seiner Person dem Einfluß und allen Manipulationen der Priester auf's Aeußerste unterlegen war, widerstrebte stets mit starker Consequenz der Ausübung einer päpstlichen Oberherrlichkeit über sein Königreich. Obwohl eine an ihren eigenen Kunstgriffen verwilderte und abgestumpfte Tyrannenseele, war er doch stolz darauf, das geborne Oberhaupt

der Kirche seines Landes zu sein, welche Eigenschaft sich auch in den altvererbten Titeln der Könige von Neapel ausdrückte. Wenn er auch täglich und stündlich in Caserta vor seinen Priestern und Beichtvätern und im unaufhörlichen Gebet mit ihnen auf den Knieen herumrutschte und zuletzt Pflaster auf denselben tragen mußte, so konnte er sich doch merkwürdiger Weise, selbst in seiner tiefsten Zerknirschung, niemals dazu entschließen, die Selbstständigkeit seiner Rechte dem Papste gegenüber zum Opfer zu bringen.

An der Spitze der neapolitanischen Kirche steht der Erzbischof, der seit uralten Zeiten her vom Könige ernannt und eingesetzt worden. Und auch Ferdinand II. hatte sich dieses alte Recht der Neapolitaner nicht aus den Händen nehmen lassen wollen, obwohl das Concordat von 1818 ausdrücklich festsetzte: daß der König die Bischöfe vorschlagen, dem Papste aber die Prüfung und Einsetzung zustehen solle. Ferdinand II. erhielt die Kirche des Landes wieder in ihrer selbstständigen Organisation und machte auch das alte Recht seiner Krone geltend, wonach die Bullen des Papstes nur mit dem Willen des Regenten vollzogen werden können. Er erwarb sich damit die große Zufriedenheit der Neapolitaner, die in der Mehrzahl dem Concordat abge-

neigt gewesen waren, denn dies Volk, dem sonst Alles, außer Sonnenschein und Maccaroni, ziemlich gleichgültig ist, hält doch etwas auf die nationale Selbstständigkeit seiner Kirche. Man führt in Neapel die Reihe seiner Erzbischöfe bis in die ältesten Zeiten hinauf, wo Sant' Aspremo der erste der neapolitanischen Oberhirten gewesen, und man behauptet dann, daß ihn Sanct Peter selbst auf seiner Reise nach Rom zum Erzbischof von Neapel eingesetzt habe.

Die Unabhängigkeit Neapels von Rom war ein uraltes Privilegium, welches schon der Papst Clemens XI. durch eine Bulle, welche er im Jahre 1715 dagegen richtete, zu zerstören suchte. Nach jenem alten Privilegium waren die Könige von Neapel sogar die Legaten des heiligen Stuhls für Sicilien, und in dieser Eigenschaft hatten sie ein besonderes Tribunal errichtet, dessen Präsident vom König ernannt wurde, und wie der Papst selbst den Titel beatissimo padre führte. Die Beschlüsse dieses Tribunals waren in Kirchensachen von unbedingter Geltung, und es konnte dagegen keine Appellation erfolgen. Auch der Bulle Clemens XI. erlag dies Vorrecht noch nicht, Neapel wußte sich auf Frankreich zu stützen, um seine Selbstständigkeit zu behaupten, und das Pariser Parlament trat mit solchem

Nachdruck ein, daß die Bulle des Papstes wieder zurückgenommen werden mußte. Neapel spielte aber beständig eine siegreiche Rolle in diesen Kämpfen, in denen eigentlich schon die Auseinandersetzung zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt des Papstes beginnen wollte. Denn so lange der geistliche Arm Roms auch in den Staaten weltlicher Souveraine regieren durfte, war damit die Suprematie Roms auch als einer weltlichen Macht selbst entschieden. Die Trennung der geistlichen Gewalt des Papstes von seiner zeitlichen und weltlichen ist darum vom römisch-katholischen Standpunkt aus durchaus nicht denkbar, und wenn das sogenannte Patrimonium Petri auch nur eine Fiction ist, so darf doch der weltliche Besitz des Papstes allerdings nicht geschmälert werden, wenn man damit nicht zugleich seine Bedeutung als Oberhaupt der Christenheit antasten und wegwerfen will. Es liegt in dieser Constituirung Roms ein zweischneidiges Doppelspiel der Gewalten, das aber den heiligen Stuhl seit langer Zeit gefährlich hin- und herzieht und ihn der verderblichen Constellation unterworfen hat, daß, wenn er einst Nichts mehr hat, er auch nichts mehr zu sagen haben wird.

Die Könige von Neapel waren, wie sie auch sonst immer beschaffen sein mögen, doch in Italien stets die

Vorkämpfer in dieser Machtverringerung Roms gewesen, und Neapel wird ohne Zweifel schon aus diesen Vorgängen heraus bei der künftigen Neugestaltung Italiens eine eigenthümliche Stelle einnehmen, denn die eigentliche neapolitanische National-Politik wird den Papst niemals an der Spitze Italiens wollen. Selbst das Concordat, welches Ferdinand I. mit dem Papste geschlossen, obwohl es der Kirche wieder ein unberechnenbares Terrain in dem sicilianischen Königreich eröffnete, hatte doch durch die den Bischöfen vorgeschriebene Eidesformel, nach welcher dieselben in Treue und Gehorsam sich dem König verpflichteten, und jede andere, dem Wohl des Landes gefährliche Verbindung und Gemeinschaft abschwuren, wiederum eine den Staat sichernde Schranke gezogen.

Ferdinand II. dagegen verließ wieder den Weg der Concordate, um das von Zeit zu Zeit immer von Neuem fraglich werdende Verhältniß mit Rom zu ordnen. Er war klug genug, um jede Unterhandlung mit einer so unberechnenbaren Macht, wie das Papstthum ist, aufzugeben. Dagegen erließ er zwei Decrete, durch welche er kraft seiner königlichen Gewalt die katholische Geistlichkeit seines Landes in eine gewisse Autonomie in Kirchensachen versetzte, und er wählte sehr vorsichtig diese Form des Erlasses, weil er ein

Decret, wenn es sein mußte, jeden Augenblick wieder zurücknehmen konnte, ein Concordat aber zugleich die öffentliche Meinung aufregte und fesselte. Es war um so bemerkenswerther, daß der König sich diesen politischen Tact bewahrte, und dabei selbst von Tag zu Tag strenger und fanatischer in seinen Buß- und Andachtsübungen wurde, auch in seiner eigenen Regierung mehr und mehr Alles unterdrückte, was noch zu Anfang derselben wenigstens einen liberalen Schimmer zugelassen hatte. Denn ein sehr kirchengläubiger Mann war dieser König ohne Zweifel stets gewesen. Einst, als eine theure Zeit in Neapel herrschte und das Brod täglich kleiner wurde, fuhr Ferdinand durch die Stadt, und sah sich bald von einer Menge wüthender Weiber verfolgt, die ihn anhielten und unter verzweiflungsvollem Geheul ihre auf das kleinste Maaß zusammengeschrumpften Brode dem König in den Wagen warfen. Die ganze Volksmenge brüllte ihm zu, er müsse dafür sorgen, daß die Brode nicht mehr so klein gemacht würden. Der König sagte ihnen, sie möchten in die Kirche gehen und ihre Bitte der heiligen Jungfrau Maria vortragen, welche die Brode größer machen werde, wenn sie es wolle. Er sagte dies so ruhig und mit eigener Ueberzeugung, daß das Volk ganz still

zurückwich und seinen gläubigen König unbehindert weiter fahren ließ. Bei diesem starken Glauben, welcher der Jungfrau Alles überließ, verstand er sich denn auch gern dazu, lieber Fasanen als Dukaten nach Rom zu schicken, denn die Madonna konnte die Vögel dem heiligen Vater leicht in Gold verwandeln, sobald sie nur wollte.

Wie sehr aber Ferdinand II., ungeachtet seiner eigenen Geistesfinsterniß, die politische Selbstständigkeit seiner Regierung über alle Interessen der Kirche stellte, bewies er auch in seinem eigenthümlichen Verhältniß zu den Jesuiten, denen er den Aufenthalt in seinen Landen mehrfach streitig machte und zum Theil untersagte. Im Jahre 1852 stattete der König seinem Bruder, dem Grafen von Syrakus, der krank gewesen war, seinen Besuch ab. Der Graf von Syrakus entfernte sich einen Augenblick aus dem Zimmer, und der König, um sich inzwischen zu unterhalten, griff nach einem auf dem Tisch liegenden Journalheft, und begann eifrig zu lesen. Es war die neueste Nummer der „Civiltà cattolicà“; eine Zeitschrift, die vorzugsweise von den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu geschrieben wird, und in der dieser Orden durch seine auserwählten Organe nach allen Seiten hin Debatten und Kämpfe

unterhalten läßt, besonders aber oft die zersetzendsten Mittheilungen aus den inneren Verhältnissen aller europäischen Staaten bringt. Die Augen des Königs fielen beim Blättern auf einen Aufsatz, der die Zustände Neapels unter seiner Regierung betraf, und die nachdrücklichsten Beschwerden darüber aussprach, daß die Jesuiten, die eigentliche Stütze der Kirche, in Neapel zu gar keiner Wirksamkeit hätten gelangen können. Die Erbärmlichkeit der Regierung König Ferdinands, der Nichts für die Kirche thue, sondern Alles gegen sie, wurde als die einzige Ursache dieses ruchlosen, allen Beglückungen des Jesuitismus widerstrebenden Zustandes angegeben und in weitester Ausführung erörtert.

Der König wurde davon so ergriffen, daß er auf der Stelle, ohne die Rückkehr des Grafen von Syrakus zu erwarten, sich fortbegab und seinen Polizeiminister zu sich bescheiden ließ. Der König befahl die augenblickliche Ausweisung aller fremden Jesuiten, die sich in seinen Landen befänden. Die eigenen wollte er noch einstweilen behalten, denn seine Beichtväter selbst, die er nicht entbehren konnte, und die ihn vor lauter Ablaß und Segen nicht zur Besinnung kommen ließen, gehörten dem Orden an. Aber namentlich die römischen

Jesuiten, die sich in großer Anzahl in Neapel befanden, mußten auf der Stelle abreisen, und die aus anderen Ländern folgten ihnen bald nach. Natürlich stellten sich bald von bedeutendster Seite her nachdrückliche Reclamationen ein, aber der König hatte sich über jenen Artikel der Civiltà cattolicà zu stark geärgert, er blieb fest, und auch die Zeitschrift, die Anfangs sogar in Neapel erschienen war, erlag einem strengen Verbote, das der König bis in die neueste Zeit hinein nicht wieder zurücknehmen wollte.

Die Civiltà cattolicà war nicht nur eine Zeitlang in Neapel gedruckt und herausgegeben worden, sondern Gedanke und Plan zu ihr war auch während des Aufenthalts Pius IX. in Neapel und namentlich in Portici, wo der Papst im Winter 1849 bis 1850 in seinem exilartigen Stillleben verweilte, gefaßt worden. Auf der schönen Villa in Portici, die Ferdinand II. seinem heiligen Gastfreunde eingeräumt hatte, wurde das Programm zu diesem großartigen Journal ausgearbeitet, in welchem Pius gewissermaßen alle Grundgedanken der katholischen Welt aus den Zeitstürmen retten und das Reich des Katholicismus zugleich ideell und als einen mit Literatur, Kunst, Politik, Gesittung und Rechtspflege tief verwachsenen Organismus wieder aufrichten

und begründen wollte. Wie der flüchtig gewordene Papst auf neapolitanischem Gebiet, zur Zeit seines Aufenthalts in Gaëta, die alte Idee der unbefleckten Empfängniß wiedergefunden, und diese nun als neuen Keil in das Leben der katholischen Kirche hineintrieb, so war er in Portici auf den Gedanken gekommen, in einem Journal der katholischen Ideen den ganzen geistigen Zusammenhang der katholischen Gesellschaft zu concentriren und alle ihre Fäden in dem einen und unwandelbaren Mittelpunct zusammenzudrehen. So entstand die Civiltà cattolicà, deren erstes Heft zuerst im April 1850 in Neapel herauskam, und von dem sich König Ferdinand damals nicht träumte, daß ihm ein Kuckucksei damit in sein königliches Nest gelegt worden. Die oberste Leitung war dem Pater Curci übertragen, der dem Orden der heiligen Väter Jesu angehörte, und auch alle übrigen Mitarbeiter, ja später sogar alle bei dem Druckbetrieb und den technischen Einrichtungen dieses Journals betheiligten Personen, sind ausschließlich Jesuiten. Der halbe Liberalismus führt immer nur zum Jesuitismus, und Pius IX. hatte in den Wirren seines vielgeängstigten Lebens diesen Proceß so entschieden durchgemacht, daß ihm als sein einziger Character nur noch der des Jesuiten übrig

geblieben war. Die Civiltà cattolicà, seine Lieblingsschöpfung, wurde das eigentliche Denkmal dieser seiner Wandelungen, und unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Rom, sobald er sich dort einigermaßen wieder eingerichtet und befestigt hatte, ließ er die Civiltà cattolicà dort weiter erscheinen, indem er eine eigene Druckerei im großartigsten Umfange für das Journal begründen ließ. In dieser Druckerei sah man nur Mönche, die das Journal der katholischen Gesellschaft setzten und druckten, falzten und hefteten, und als Expedienten den buchhändlerischen Vertrieb besorgten. So hat sich diese Zeitschrift bis auf den heutigen Tag in einer ungeheuren Betriebsamkeit forterhalten, und wie seine Mittheilungen stets aus den besten und intimsten Quellen geschöpft sind und aus allen Städten der Welt durch Ordensglieder eingesandt werden, so hat sich auch der Vertrieb des Blattes nach außen hin in den größten Dimensionen gestaltet. Ein Absatz von 20,000 Exemplaren bringt das Blatt in allen vier Welttheilen umher, und in allen Theilen von America, in Rußland, Indien, üllerall sind Niederlagen zu seiner Verbreitung gestiftet. Unter den Mitarbeitern ragt besonders der Pater Bresciani mit seinen interessanten, historisch-tendenziösen und zum Theil die neueren Begebenheiten

auf der apenninischen Halbinsel darstellenden Erzählungen hervor, in denen zugleich die eigenen Erlebnisse des Verfassers spielen. Denn dieser geistreiche und gelehrte Jesuit, der in seiner Jugend an den napoleonischen Feldzügen Theil genommen und darauf lange Jahre hindurch an jesuitischen Erziehungsanstalten in Rom lehrte, erlebte auch die römischen Revolutionsscenen in den Jahren 1848 und 1849 mit und konnte dieselben als Augenzeuge mit so trefflichem und eingeweihtem Pinsel schildern, daß ihn die Geschichtsschreibung, besonders seine Enthüllungen über die geheime Revolutionsgeschichte Italiens, ohne Zweifel benutzen muß. Er ist ein wesentlicher Mitbegründer der Civiltà cattolicà und stand dem Pater Curci bei der ersten Leitung derselben zur Seite. Die leitenden Artikel des Journals übernahm der blinde Pater Tapparelli, ein Bruder des früheren piemontesischen Ministerpräsidenten Massimo d'Azeglio. Dieser seit langer Zeit erblindete Jesuit war immer ein bedeutender politischer Denker gewesen, und die merkwürdigen Betrachtungen über die Zeitereignisse und alle damit zusammengehenden politischen, juristischen, staatsrechtlichen und religiösen Fragen, die er in seinen schlaflosen Nächten seinen Freunden dictirte, wurden die Leitartikel der Civiltà cattolicà, und

trugen wesentlich dazu bei, die katholische Reaction der heutigen Zeit mit neuen Stichwörtern und Gedankenzusammenhängen zu bewaffnen.

Daß ein für die Zwecke des Clerus und der Papstherrschaft so wichtiges Journal einem Verbot des Königs von Neapel unterliegen konnte, war ein empfindlicher Schlag für die römische Jesuitenpartei, und eine recht tölpische Beantwortung des großen Wunders, welches der liebenswürdige Pius durch seine Verwandlung der neapolitanischen Ducaten in Fasanen vollzogen hatte. Es fand deshalb sogar noch im Jahre 1859 in Porto d'Anzo eine Zusammenkunft zwischen dem Papste und dem König von Neapel Statt, und mehrere hohe Prälaten, welche als die ersten Stützen des Jesuiten-Ordens bekannt sind, befanden sich in der Umgebung des Papstes. Man machte hier dem Könige die dringendsten Vorstellungen über die Wiederzulassung der Civiltà cattolicà im Königreiche beider Sicilien, Pius IX. selbst soll dies als einen Act bezeichnet haben, der im allereigensten Interesse Sr. Majestät selbst auf das Dringendste geboten sei und empfohlen werden müsse. Pius glaubte, daß durch die Lectüre dieser Zeitschrift künftig jede Revolution verhütet werden könne, aber König Ferdinand widerstand auch jetzt

noch, er glaubte durch sein Schreckenssystem, und seine Polizei und seine tiefen fauligen Kerker die Revolution bei weitem besser unterdrücken und verhindern zu können, und wenn er auch den römischen Jesuiten selbst wieder mit gewissen Modificationen den Eintritt in sein Land verstatten wollte, so wollte er doch von ihrer Zeitschrift, vor der er ein wahres Entsetzen hegte, durchaus nichts mehr wissen, und der Papst mußte mit seinen Prälaten unverrichteter Sache wieder nach Rom zurückkehren.

Die österreichischen Cardinäle legten sogar eine besondere Fürbitte bei dem König für die Wiederzulassung der Civiltà cattolicà ein, denn auch der hohe österreichische Clerus hat dies Hauptorgan der Presse der Jesuiten unter seinen Schutz gestellt, wodurch es die weiteste Verbreitung in Oesterreich gefunden. Aber König Ferdinand ließ sich einmal auf diesem Punct nicht beikommen. Es entstanden seitdem bei weitem häufiger Streitigkeiten zwischen der weltlichen Regierung Neapels und den Bischöfen, die der Partei dieses Journals angehörten, unter denen sich namentlich der Bischof S. Gallo von Bovino durch seine unaufhörlichen Kämpfe mit den weltlichen Behörden hervorthat. Daraus entstanden so vielfache Verwickelungen, daß der Bischof es zuletzt für das Gerathenste hielt, sein Amt nieder=

zulegen, um sich und Andere nicht noch mehr zu compromittiren. Pius IX. aber säumte nicht, ihn zur Entschädigung im Puncte der Ehre zum Erzbischof von Patracus in partibus infidelium zu ernennen. Die Jesuiten in Neapel scheinen aber jetzt an der Stelle der Civiltà cattolicà dort ein neues Blatt begründen zu wollen, eine Art jesuitischer Volkszeitung, unter popularem Titel, wovon schon zur Zeit unserer Anwesenheit in Neapel mehrfach die Rede war. Wir wissen aber nicht, ob dies Project inzwischen zur Ausführung gekommen.

Das neapolitanische Volk ist nie ein Freund der Jesuiten gewesen, wenn es sich auch leicht mit allem seinem Denken und Handeln dem geistlichen Einfluß unterwirft. So durfte es schon Ferdinand I. wagen, die Jesuiten aus seinen Staaten zu vertreiben, indem er dabei ganz einfach und ohne alle Umstände zu Werke ging. Er ließ ihre Häuser, Klöster und Anstalten, die sie im Lande besaßen, einfach von Gensd'armen besetzen, und die Mitglieder des Ordens, mit allen ihren Schülern und Dienern, in Haft nehmen und alles ihres Eigenthums berauben. Nachdem er ihnen nichts als ihre Kleider auf dem Leibe gelassen, ließ er sie sämmtlich an den nächsten Hafen oder die nächste Küste

führen und mit der größten Geschwindigkeit eine ganze Schiffsladung von Jesuiten unter Segel gehen. Das Volk jubelte dem König dafür seinen Beifall zu, und es fiel dem Volke nicht ein, eine Sympathie für die Jesuiten an den Tag zu legen, obwohl man gerade aus Besorgniß davor das Geschäft mit solcher Eilfertigkeit betrieben hatte. Die ganze Zeit wollte damals den Jesuitismus ausspeien, der sich fast bei allen Völkern bis in die innersten Eingeweide eingedrängt hatte. In Portugal war der erste Schlag gegen die Jesuiten geführt worden. Ihre revolutionäre Verschwörung gegen das Leben des Königs Joseph I. war dem freisinnigen Marquis Pombal eine willkommene Gelegenheit geworden, um den gefährlichen Orden zu sprengen und die bedeutendsten seiner Mitglieder ihr Leben im Kerker endigen zu lassen. Ihm folgte darin Ludwig XV. von Frankreich auf Betrieb der jesuitenfeindlichen Marquise von Pompadour, und bald darauf ging Karl III. von Spanien mit den gleichen Maßregeln gegen den verhaßten Orden vor, indem er zugleich seinen Sohn, den König Ferdinand von Neapel, dringend veranlaßte, diesem Beispiel zu folgen. Der König Ferdinand wurde aber auch wieder der erste, der die Nothwendigkeit des Jesuiten-Ordens in einem wohlbefestigten Staatsleben von neuem

anerkannte, und dem Orden, mit dem der politische und menschliche Character des Königs doch am meisten wahlverwandt war, auch den Eintritt in seine Lande wieder eröffnete.

Vor einiger Zeit, gegen das Ende der Regierung König Ferdinands II., war auch die Rede davon, die heilige Inquisition in Neapel wieder herzustellen, aber das neapolitanische Volk, das seinen grotesken Eigensinn auch in den kirchlichen und religiösen Dingen behauptet, hatte stets den größten Abscheu gegen ein heiliges Officium gehegt. Selbst die Lazzaroni auf dem Molo, die sonst Allem zujauchzten, was der König that und wollte, sammelten sich in stürmischen Haufen vor dem Königsschlosse, als das Gerücht von der Wiederherstellung der Inquisition sich durch Neapel verbreitet hatte. Sie gaben dem König durch drohende Anzeichen zu erkennen, daß sie keine Inquisition wollten und dulden würden. So war es schon früher im Jahre 1750 in Neapel gewesen, wo man dem damaligen Erzbischof von Neapel, dem Cardinal Spinelli, die Absicht beimaß, ein Inquisitions-Tribunal wieder aufzurichten. Ein Volksaufstand schien sich über das ganze Königreich zu verbreiten, der König sah sich genöthigt, mit den empörten Massen zu unterhandeln und ihnen Ver-

sprechungen zu machen, und der Erzbischof, von dem Aufstande verfolgt, mußte sogar seinen bischöflichen Sitz räumen und sich nach Rom flüchten. Die Könige von Neapel konnten freilich auch ohne Hülfe der Inquisition mit Allem fertig werden, und die Polizeigewalt, die im Laufe der Zeiten auch etwas zugelernt hat, versieht in solchen Staaten, wie Neapel, und anderswo, den Dienst eines heiligen Officiums nicht minder scharf und tödtlich, als es das aus dem religiösen Verfolgungsgeist hervorgegangene Tribunal je gethan. Es wäre eine große Verkennung ihrer eigenen Leistungen, wenn die Polizeikönige der neuen Zeit noch der Inquisition bedürfen sollten, die für diese Herren lediglich eine veraltete Form ist.

Auch zur Verbesserung gemeinnütziger und volkswirthschaftlicher Einrichtungen der Gesellschaft haben die Priester, wenn es sich dabei um ihren Einfluß handelte, nur selten die Hand geboten, wenn sie nicht vielmehr ihren schwer zu besiegenden Widerstand dagegen eingelegt. So sind die Priester in Neapel das hauptsächlichste Hinderniß geworden, um das gesundheitsgefährliche Beerdigen mitten in der Stadt und in den Grüften der Kirchen aufhören zu lassen. Obwohl die Regierung ein Gesetz erlassen, worin der Bevölke-

rung eingeschärft wird, ihre Gestorbenen nicht anders als auf den Friedhöfen der Stadt beerdigen zu lassen, so ist doch in Neapel ein sehr barbarischer Gebrauch herrschend geblieben, der wesentlich durch die Priester aufrecht erhalten und unterstützt wird. Unempfindlich gegen das allen gesitteten Völkern tief innewohnende Bedürfniß, die Ueberreste ihrer Abgeschiedenen in einer eigenen und sorgsam behüteten Gruft vereinigt halten zu können, bestatten die Neapolitaner, auf Zureden ihrer Priester, noch immer sehr häufig in den allgemeinen, oft sehr übelriechenden und schlammigen Grüften der Kirchen, in denen Alles neben- und durcheinander, ohne Unterschied der Individuen, beigesetzt wird. Die Priester würden freilich den reichen Ertrag der Seelenmessen einbüßen und auch ihre Einkünfte vom Fegfeuer schmälern, wenn die Bestattung auf den Friedhöfen zur ausschließlichen Regel gemacht würde. Denn wer die Gruft seiner Angehörigen in der Kirche hat, wird gewiß geneigt sein, dort, in der unmittelbaren Nähe einer geliebten Ruhestätte, bei weitem häufiger für das Heil der Verstorbenen die Messe lesen zu lassen.

Bei den Neapolitanern hüllt sich ihre Anhänglichkeit an die Kirche und den Clerus leicht in ein humoristisches Gewand, wodurch ein freier Eindruck hervor-

gebracht wird, welcher der Absicht oft gar nicht entspricht. So wunderten wir uns bei unserm Besuche des Café Nocera an der Piazza S. Francesca di Paolo, wo wir alle Tage der Allgemeinen Zeitung wegen einkehrten, daß wir dort jedesmal einen kleinen Jungen sahen, der vom Kopf bis zu den Füßen vollständig als Geistlicher gekleidet war, und in dieser Tracht eine unendlich komische Wirkung machte. Dem kleinen, kaum vierjährigen Manne war das Haar ganz kurz geschnitten, statt der Tonsur trug er ein kleines schwarzes Käppchen auf dem Kopf und ein weißer Ueberwurf erhöhte die Täuschung des priesterlichen Costüms. Der Junge, der in dem Café auf- und niederlief und der die Stammgäste gern mit sich spaßen ließ, war der Sohn des Wirths und man brachte bald die Geschichte des kleinen vierjährigen Priesters in Erfahrung. Es ist nämlich in Italien, und besonders in Neapel, eine sehr verbreitete und beliebte Sitte, daß, bei der Krankheit eines ihrer Kinder, die Eltern ein Gelübde thun, wonach sie, wenn die Genesung recht bald und glücklich erfolgt, ihrem Schutzpatron oder irgend einem beliebigen Heiligen das Versprechen geben, ihr Kind entweder ganz dem geistlichen Stande zu widmen oder es wenigstens eine Zeitlang und bis zu

einem gewissen Alter die Kleider eines Priesters tragen zu lassen. Der letztere Fall war bei dem Sohn vom Café Nocera eingetreten, und wir freuten uns über die wichtigen und doch so drolligen Gebärden, mit denen das kleine Närrchen, ein hübscher, schon wieder ganz pausbackig gewordener Junge mit pechschwarzem krausem Haar, in diesen Falten der geistlichen Tracht sich benahm. Dies ist durchaus im neapolitanischen Charakter, denn es heißt dies, aus der Kirchengläubigkeit wieder eine wahre Komödie zum Lachen erzeugen. Dem Besitzer des Café Nocera, einem sehr wacker aussehenden Mann, war es gewiß Ernst mit seinem Gelübde und er glaubte zu Ehren der Kirche und der Geistlichkeit zu handeln, wenn er eine so lächerliche Mummerei mit seinem Jungen vornahm. Er wollte gewiß keinen Spaß machen, aber dieser kam doch zuletzt lichterloh bei der Sache heraus und man lacht mit diesem kleinen Priester leicht das ganze Priesterthum aus. Der Clerus selbst findet aber gar kein Arges daran, die Geistlichen verkehren gerade in diesem Café sehr häufig, und der Besitzer desselben steht wegen seiner guten kirchlichen Gesinnung auch bei der Polizei in gutem Geruch, weshalb er auch die Allgemeine Zeitung auslegen darf,



was ein persönliches Vorrecht in Neapel ist, und keineswegs allen Caféhäusern hier freisteht.

In Neapel giebt es auch eine sehr große Anzahl von Klöstern, welche in diesem Lande, wie überall, eine üppige Pflanzstätte religiöser Schwärmerei und Verkehrtheit wurden. Seitdem die verjagten Jesuiten doch wieder Zutritt im Lande gefunden, begann auch das Klosterwesen in Neapel sich von neuem zu erheben und die verödet gestandenen Klöster füllten sich von neuem mit den zurückkehrenden Mönchen und Nonnen, neue Klöster erhoben sich und wurden neue Vereinigungspuncte der verschiedenen Orden, die sich in Neapel stets in mehrere Parteien und Unterabtheilungen zerlegten. Die erste Gemahlin Ferdinands II., eine Prinzessin von Sardinien, begünstigte diese Richtungen, und an ihr rankte sich die neapolitanische Pfaffenwirthschaft zuerst wieder üppiger empor. Die Niederlassungen der Benedictiner, in denen die vornehmen Elemente der neapolitanischen Gesellschaft, besonders die jüngeren Söhne aristokratischer Familien, sich absetzen, nehmen eine Hauptstelle darunter ein, auch gehen von diesem Orden am meisten Einwirkungen auf den Unterricht aus. Eine gewisse volksthümliche Haltung und Beweglichkeit ist auch den neapolitanischen Mönchen nicht

abzusprechen, und sie unterscheiden sich darin wesentlich von der steifen und anmaßenden Grandezza der römischen Pfaffen. Dies zeigt sich auch an den Festtagen der Klöster, deren jedes seinen eigenthümlichen hat, und die an den Tagen ihrer besonderen Heiligen und Schutzpatrone oft mit einem sehr glänzenden Effect nach Außen hin gefeiert werden. Gewöhnlich strahlt dann ein solches Kloster im Schmuck einer durchaus weltlichen Illumination, in der durch farbige Papierstreifen, die geschickt mit den erleuchteten Gläsern verbunden sind, die künstlichsten und wirksamsten Lichter hervorgerufen werden, wie wir bei einer Feier dieser Art, welche in die Zeit unserer Anwesenheit fiel, bemerkten. Auf dem Platz vor dem Kloster findet dann gewöhnlich ein sehr reges und lustiges Volkstreiben Statt. Man spielt eine Serenade, zu welcher den Mönchen die Musik eines Regiments für diesen Abend bewilligt wird. Die Mönche selbst, feiste und stämmige Figuren, augenscheinlich zu jener Klasse gehörig, welche die Neapolitaner porci del Signor Iddio (die Schweine des lieben Herrgotts) nennen, waren aus ihrem Kloster herausgetreten, und mischten sich mit vergnügt strahlenden Gesichtern unter das Volk. Manche sprachen freundlich und lebhaft mit den in ihrer Uniform blitzenden Soldaten,

welche ihre rauschende Musik mehr wie zu einem Maskenball als zum Fest des Kirchenpatrons gewählt hatten. Alles wogte durcheinander, die Kinder begannen zu tanzen, das Volk neckte sich und machte Späße, und brach von Zeit zu Zeit in lauten Jubelrufen aus. Durch alles dieses Getümmel hindurch schritt die Gestalt des Mönches in leichten, freundseligen Bewegungen. Selbst die lascivste Tollheit der Menge störte ihn durchaus nicht in seinem Behagen, er war der eigentliche Mann des Volkes, er konnte Alles ertragen und mitmachen, er lächelte wohlwollend und aufmunternd zu Allem, und wenn es darauf ankam, war er aller dummen Streiche Meister und Angeber.

In das Klosterwesen Neapels kann man leicht einen tieferen Blick thun als anderswo, da es hier Klöster giebt, in denen auch weltliche Personen auf eine Zeitlang gastlichen Zutritt erhalten. Dies ist namentlich in den Benedictinerklöstern der Fall, wo Fremde, die sich durch ihre Verhältnisse dazu empfehlen, und eine gewisse Garantie in sich tragen, auf eine Frist von drei Tagen bereitwillig aufgenommen werden. Wird das Gastrecht auf eine längere Zeit in Anspruch genommen, so tritt ein kleines Kostgeld ein, das für Katholiken sehr gering sein soll, für Protestanten aber

auf das Doppelte sich erhöht. Dafür nehmen diese Gäste, die nur die festgesetzte Klosterordnung zu beobachten haben, an dem Zusammenleben der Mönche, die in den Benedictinerklöstern Don titulirt werden, in jeder Weise Theil, nur die Betstunden brauchen sie nicht mitzumachen, und im Refectorium speisen sie an einer besonderen Tafel. K. A. Mayer rühmt sehr die Geselligkeit und den guten Ton zu leben, welchen man in diesen Benedictinerklöstern findet, die nach Außen hin einen beständigen regen Verkehr unterhalten und mit der Literatur und Wissenschaft des Tages sehr genau vertraut sind. Auch die eleganten und galanten Sitten der neapolitanischen Benedictiner sind bekannt. Damen, die bei ihnen sehr zahlreich, mit und ohne Begleitung ihrer Herren, zum Besuch eintreffen, dürfen ihr Kloster zwar nur bis zu einer gewissen Stelle betreten, wo in der Mitte des ersten Kreuzganges ein hölzernes Gitter angebracht ist, aber die Benedictiner haben ein besonderes, dicht an der Eingangspforte belegenes Zimmer für Damen, in denen sie das schöne Geschlecht, das zu ihnen kommt, sehr reichlich und heiter zu bewirthen pflegen. Die Damen der Gastfreunde müssen außerhalb des Klosters ihre Wohnung nehmen. Die Benedictiner gestatten sich aber gern

ihnen die aufmerksamsten Besuche zu machen, und sollen als feine und unternehmende Lebemänner viel Gutes zu genießen bekommen.

Die liebenswürdige Offenheit, mit der die Benedictiner sich auch unter dem Zwang des einfriedigenden und von der Welt trennenden Klostergelübdes das Leben frei und genießlich zu erhalten wissen, verdient gewiß einen großen Vorzug vor der düstern und heimtückischen Frömmigkeit, die sonst das Klosterleben, namentlich in Italien und Frankreich charakterisirt, und in deren Verstecken die größten Laster gedeihen. Der geschlechtliche Wahnsinn, der sonst in den Klöstern so leicht sich ausbildet, wird bei den klugen Benedictinern, die ihrer Phantasie einen lebendigen Ausweg zu schaffen wissen, nicht herrschend gefunden. Der unglückliche Mönch, der trägen, schlotternden Ganges, bleich und mit tiefen, blauen Rändern unter den unheimlich glühenden Augen, durch die Klosterhallen einherschleicht, der plötzlich, erst träumerisch zusammenfahrend und seufzend, dann wild aufzuckend, vor einer nackten Bildsäule der Jungfrau Maria stehen bleibt, und sie dann leidenschaftlich mit seinen Armen umfängt, seine heißen Lippen auf ihren Mund pressend, mit seiner fiebernden Hand ihre Formen betastend, dieser arme Schelm war gewiß

kein Benedictiner. Die katholische Kirche ist immer sehr streng gegen Verirrungen dieser Art gewesen, die in ihrem eigensten Schooße ausbrechen, aber eine Hauptschuld tragen daran alle ihre Einrichtungen, Symbole und Traditionen, die den Keim sexueller Aufregungen mitten in das Kirchen- und Klosterleben hineingepflanzt haben. Der verliebte Cultus der Jungfrau Maria, und die durch den Kirchendienst gebotenen frommen Galanterieen gegen so viele heilige Frauenzimmer, die entweder mit nackten Beinen und Brüsten, oder in einer verführerischen, üppigen und koketten Toilette in den Kreuzgängen umherstehen, haben manchen armen Teufel, der sich in dieser klösterlichen Abgeschiedenheit vergraben und abtödten mußte, und dessen Jugendtriebe zuletzt als Wahnsinn wieder aufbrechen, in Verzweiflung und Raserei gestürzt. Die Kirche geht dann mit ungeheuren Strafen gegen den Sünder los, der den kalten Marmor freventlich umarmt und mit der Wuth seiner taumelnden Sinne durchglühen und zu warmem Fleisch aufwecken wollte, aber er verdankt seinen Wahnsinn doch nur dem unnatürlichen Banne, welchen die Kirche wie einen eisernen Reifen um seine ganze Lebensidee gelegt hat. Wenn die Klöster einen Mittelweg finden könnten zwischen ihrer unvernünftigen Regel und dem

menschlichen Verkehr mit der Welt, so würden sie sich wenigstens davor bewahren, Anstalten des Verderbens und Verbrechens zu sein, und durch ihre geheimen Laster jeden Anspruch auf Zulässigkeit in dem gesellschaftlichen Organismus einzubüßen.

Der Geschlechtstrieb wird freilich durch die katholische Kirche, ihren Cultus und ihre Ceremonieen auf alle und jede Weise rege gemacht, oder er bringt die verschiedenen Geschlechter leicht in die Lage, sich in der Kirche auf eine elektrische Weise zu berühren. Es mag in Anbetracht der guten Lebensart ein Fehler des Protestantismus sein, daß er nicht so viel zum Knieen und Knixen auffordert, wie dies der katholische Gottesdienst thut, aber das galante Ceremoniell des letzteren ist nicht nur gegen die Heiligenbilder und gegen die großen Namen, welche knieend in der Messe angehört werden, verbindlich, es wird auch oft zu einem folgenreichen Rendezvous der in dichten Reihen neben einander Knieenden, die sich mit ihren Gewändern, ihren Gliedern und ihrem Athem berühren, woraus schon Boccaccio und die italienischen Novellisten so viel Veranlassung zu den interessantesten Verwickelungen und Abenteuern geschöpft haben. Dahin gehört auch der Gebrauch, den Damen das Weihwasser zu reichen, den

wir besonders in Neapel in den Kirchen sehr häufig ausgeübt sahen und der überhaupt in Italien zur guten Lebensart beim Kirchengehen gerechnet zu werden scheint. Wenn man in Begleitung einer Dame sich befindet, bringt es durchaus die feine Sitte mit sich, hierbei als Cavalier seine Dienste anzubieten. Dies geschieht, indem man zuerst seinen Finger in das mit Weihwasser gefüllte Becken taucht, und dann von sich auf die Hand seiner Begleiterin überträgt, die man dabei freilich nur an den äußersten Fingerspitzen flüchtig berühren darf. Sobald die Dame von dem Herrn das Weihwasser angenommen hat, macht sie das Zeichen des Kreuzes. Die Ceremonie sieht sich sehr gut an, und schließt doch immer einen gewissen Vorzug in sich, der nicht Jedem gewährt zu werden scheint.

Ein wahrhaft wohlthätiges Element, welches neben den Priestern und Mönchen hergeht, sind die Brüderschaften (confraternità) in Italien, freigebildete Vereine, die jedoch auf gewissen Statuten beruhen, welche von der Regierung genehmigt worden sind. Diese Brüderschaften, die wir schon in Rom und Florenz in ihrer wunderbaren und ergreifenden Weise walten sahen, sind ein eigenthümliches Element, in dem sich der rege Associationsgeist der modernen Italiener, und ihre Be-

fähigung zu neuen socialen Entwickelungen, sehr überraschend für jeden Fremden ausdrückt. Man kann diese, ungemein viel Zukunft in sich tragende sociale Association in ganz Italien, besonders aber in Rom, Florenz und Neapel beobachten, und wir waren ganz erstaunt, auch in der Stadt der Ferdinande, wo sonst jede selbstständige, aus der Gesellschaft hervorgehende Lebensäußerung als ein strafwürdiger Aufstand erscheint, diese sogenannten Brüderschaften walten zu sehen.*) Diese frei Vereinten, zu denen Männer aus allen Ständen, oft aus der höchsten Aristokratie, sich zusammenfinden, suchen ihre hülfreiche Thätigkeit, die allen Leidenden und Hülflosen zugewandt ist, auf verschiedene Gebiete des socialen Lebens zu vertheilen. Wenn sie in Thätigkeit sind, legen sie Masken an, und hüllen sich in eine Vermummung, in der nur Augen und Hände sichtbar bleiben. Viele Brüderschaften tragen eine leinene Kutte mit Kapuzen, die Kopf und Gesicht bedecken und in die nur zwei Löcher geschnitten sind,

---

*) Neuerdings haben sich auch in Deutschland, namentlich in Stuttgart, hier besonders unter dem wirksamen und segensreichen Einfluß des Herrn Georg von Cotta (die „Johannis-Gesellschaft") ähnliche Bestrebungen gebildet und mit dem entschiedensten Erfolg in Thätigkeit gesetzt.

durch welche die Augensterne seltsam heraussehen. Am Aermel oder über den Rücken herab hängen ihre hellgrauen Pilgerhüte, welche die Form von Cardinalshüten haben. In dieser Erscheinung, hinter der man eher teuflische Dämonen, als Wohlthäter der Gesellschaft vermuthet, gehen die Brüder hinaus, um ihre Arbeit zu verrichten. Die einen folgen den Leichenbegängnissen der Armen, deren Kosten gänzlich aus der Kasse bestritten werden. Andere gehen mit Büchsen in den Häusern umher, und sammeln Geld für alle mögliche Unglückliche, selbst für die Seelen, die im Fegfeuer schmachten. Andere nennen sich die Brüder der Erlösung, und sorgen dafür, gefangene Neapolitaner in der Barbarei loszukaufen. Eine andere Brüderschaft hat sich vorzugsweise aus Geistlichen selbst gebildet, und ihr Zweck besteht darin, den zum Tode verurtheilten Verbrechern in den letzten Tagen vor ihrer Hinrichtung beizustehen und ihnen noch alle möglichen Wünsche vor ihrem Ende zu gewähren. Dann sorgen sie für die hinterbliebene Familie des Hingerichteten, lassen seine Kinder erziehen und übernehmen die Ausstattung für seine Töchter.

Eine eigenthümliche Brüderschaft dieser Art, die besonders in Neapel einheimisch zu sein scheint und

sich durch die weiße Farbe ihrer Kutten (daher auch confraternità de' Bianchi genannt) von den übrigen unterscheidet, ist die Brüderschaft der Friedensstifter. Ihr sehr nützlicher und rührender Beruf besteht darin, daß sie, meist paarweise vertheilt, in den Straßen umherschweifen und an den Häusern horchen, sich oft auch in denselben verstecken, und auf jede darin vorgehende Bewegung Acht haben. Dringen Scheltworte aus den Fenstern herunter, oder hören sie an irgend einer Thür, daß man sich zankt, so säumen sie nicht, in die Wohnung einzutreten und in ihrer unerwarteten Erscheinung sich den Zankenden vorzustellen. Ihr Eintritt bringt gewöhnlich Wunder hervor, denn sie werfen sich stumm und mit einer schweigenden Gebärde den Streitenden zu Füßen, und beschwören durch ihr stilles, geheimnißvolles Flehen alle Aufregung und Erbitterung. Es muß eine unbeschreibliche Wirkung hervorrufen, wenn die in Streit und Leidenschaft gegen einander Tobenden plötzlich zwei gespensterhaft vermummte Gestalten zu ihren Füßen niederstürzen sehen, um sie mit Zeichen und Gebärden an die Nichtigkeit jedes irdischen Zankes zu mahnen. Die Folgen davon sollen stets hinreißend und überwältigend sein, die Streitenden werfen ihre Messer fort, die sie schon gegen einander erhoben hatten,

oder sie stürzen sich mit Thränen in die Arme, um ihren Frieden, oft auf immer, mit dem mißverstandenen Freund, der falsch beschuldigten Gattin, zu schließen. Die Wohlthat, aus der diabolischen Verwickelung eines Zankes sich durch diese Intervention der reinen Menschenliebe erlöst zu sehen, bringt in das ganze Gemüth einen erhebenden Schwung, und regt zu späteren guten Thaten an. Die Bettelmönche wissen davon zu profitiren, denn sie haben auch, vielleicht in Nachahmung jener Brüderschaften, die Maxime angenommen, am liebsten zu Zankenden zu gehen und dieselben fußfällig um eine Gabe zu bitten. Ist es ihnen gelungen, durch ihre Dazwischenkunft den Sturm zu beschwören, so schütteln sie unmittelbar darauf mit ihren Büchsen, und es fällt aus den Händen der Versöhnten gewiß eine bei weitem größere Gabe hinein, als zu einer anderen Zeit geschehen wäre.

Diese Brüderschaften haben der katholischen Kirche ein Element abgewonnen, das ganz eigentlich auf kirchlichem Boden wächst, und dem Geiste des Katholizismus und allen seinen Einrichtungen im innersten Wesen entspricht. Es ist dies das Element der Association, welches die Kirche ganz ursprünglich in ihrem Schooß trägt, und das die Brüderschaften in einer volksthüm-

lichen Form aufgenommen und nach Außen entwickelt haben. Diese Wirksamkeit konnte nur in und mit dem Symbol der katholischen Kirche und unter einer Bevölkerung, welcher die Ehrfurcht dafür in ihrem Herzen eingegraben ist, so trefflich gedeihen. Die Brüderschaften in Italien haben hier zum Theil den Geistlichen ihren Beruf abgenommen und üben denselben in einer bei weitem freieren und die menschliche Natur um Vieles tiefer treffenden Wirkung aus. Der unmittelbare Einfluß der Priester und Mönche auf das häusliche und gesellschaftliche Leben hat sich in Italien höchst selten zu einer Anerkennung gebracht. Dieser Einfluß ist im Gegentheil meistens höchst unglücklich und schädlich gewesen, und namentlich da, wo sich die Priester, mit Anwendung der Grundsätze und Mittel der katholischen Religion, bemüht zeigten, Versöhnungen in einem auseinandergefallenen und gestörten Familienleben hervorzurufen. So haben die Priester in Italien besonders dadurch unglückliche Ehen gestiftet, und das Familienleben zerrüttet und vergiftet, daß sie unaufhörlich darauf bedacht sind, Jedem, der auch zu einer sittenlosen und gemeinen Person in ein geschlechtliches Verhältniß getreten, zu einer Ehe mit derselben anzuhalten und dadurch eine eben so zweideutige als verderbliche Ver-

söhnung mit der gesellschaftlichen Moral hervorzurufen. Das Familienleben ist dadurch in Rom, wie in Neapel, oft auf das Abscheulichste befleckt worden, und bringt weitere Folgen mit sich, welche die Criminalstatistik des Landes nicht selten um die abscheulichsten Beispiele bereichert haben. Es soll namentlich im Neapolitanischen häufig vorkommen, daß ein Sohn, getrieben von dem, besonders in Süd-Italien, tief eingewurzelten Begriff der Familienehre und Familienrache, seine Mutter getödtet hat, weil dieselbe nicht blos früher einem schimpflichen Wandel ergeben war, sondern ihn auch in der Ehe ausgiebig fortsetzte.

Wenn es der Beruf der Kirche wäre, Einfluß auf die innersten persönlichen Verhältnisse des Familienlebens und der Gesellschaft zu üben, so wäre die ungeheure Thätigkeit, mit welcher der italienische Clerus, wie mit Polypenarmen, auch das ganze sociale Leben umfaßt zu halten sucht, eine bewunderswürdige und großartige Erscheinung, vor welcher der Protestantismus mit seinem abstracten, mehr einer Schule gleichkommenden Wesen erblassen müßte. Aber die Uebergriffe der katholischen Kirche in das häusliche und ethische Leben der Nation haben unter derselben stets mehr Scandal als Segen verbreitet, und es spricht

mehr als alles Andere für die unzerstörbare National-
kraft der Italiener, wenn man sieht, wie dieses Volk,
trotz aller geistlichen und weltlichen Mißhandlungen, die
es seit vielen Jahrhunderten erlitten, noch zu jeder
Wiederbelebung und neuen Constituirung fähig und
frisch geblieben ist, und jetzt einer neuen Phase seiner Ge-
schichte, vielleicht nicht der unrühmlichsten und thaten-
losesten, entgegenschreitet.

Auch die protestantische Gemeinde in Neapel lern-
ten wir während unseres Aufenthalts kennen. Dieselbe
gliedert sich in eine französische und deutsche Abtheilung,
welche letztere vorzugsweise eine preußische ist. In der
Kapelle, die sich im preußischen Gesandtschaftshôtel be-
findet, wird abwechselnd deutsch und französisch gepre-
digt, und die preußische Regierung, welche die Sache
des Protestantismus auch unter den fremden Völkern
für ihre unabweisliche Mission ansieht, hat mit großer
Bereitwilligkeit die Bestreitung aller Kosten dieser Ka-
pelle und den Unterhalt des von ihr eingesetzten Geist-
lichen, der ein Berliner ist, übernommen. Den fran-
zösischen Geistlichen hat die französische Regierung ein-
gesetzt, und wahrscheinlich zahlt sie auch das Gehalt
desselben, während die französische Gesandtschaft sich
sonst mit dem Schutz begnügt, den sie der protestan-

tischen Gemeinde in Neapel ausgesprochen hat, indem sie alles Andere, was zu zahlen ist, Preußen überläßt.

Diese französisch-deutsche Protestanten-Gemeinde, die erst seit dem Jahre 1826 in Neapel besteht, und als ein kleines Häuflein zuerst in dem Hause eines deutschen Kaufmanns, des verstorbenen Fellinger, sich gottesdienstlich zu sammeln begann, zählt jetzt ungefähr 800 Mitglieder, zu denen auch die Protestanten gehören, welche in den in Neapel und Padua liegenden Regimentern der Schweizergarde sich befinden. Denn Ferdinand I. ließ in dem Vertrag, welchen er mit den schweizerischen Cantonen über den Eintritt ihrer Landeskinder in seine Leibwache schloß, die Confessionsfrage ganz unberührt, während zur Leibwache des Papstes in Rom ausschließlich nur Katholiken geliefert werden dürfen.

Die kleine Kapelle im preußischen Gesandtschaftshôtel macht einen sehr freundlichen und ansprechenden Eindruck, und sie wird bald bedeutend erweitert werden müssen, wenn die mit dem Jahre 1859 neu aufgegangene Saat in Italien weiter zur Reife gekommen sein wird. Ein Glockengeläut zu führen, ist der protestantischen Gemeinde in Neapel natürlich nicht erlaubt, dagegen ist ihr die Last aufgebürdet, den König von Neapel in

ihr Kirchengebet einschließen zu müssen, was freilich ein hartes Stück Arbeit sein mag.

König Friedrich Wilhelm III. von Preußen hatte der Kapelle eine kleine Orgel geschenkt, um den Gesang zum Gottesdienst zu begleiten. Diese ist aber in letzter Zeit durch eine neue, ausreichendere Orgel ersetzt worden, welche J. Scheible, ein in Neapel lebender Würtemberger, verfertigte, und zu der die Kosten theils durch die preußische Regierung, theils durch andere milde Beiträge zusammengebracht wurden. —

IV.

Das Leben in Neapel.

Neapel war den andern Staaten Italiens stets in der höheren gesellschaftlichen Entwickelung, in der Verbesserung der Staatseinrichtungen, und in einer gewissen Pflege der Geistescultur, vorangegangen. Alle fruchtbaren Keime zu einem großen und mächtigen Italien lagen gewiß von alter Zeit her in den Boden Neapels eingepflanzt, und es fehlte nichts an der Anlage, um von hier aus die italienische Nationalität auf ihren wahren Gipfel zu erheben. Wenn die Ernte von dieser vollen Saat ausblieb, so konnte dies nur in einem Lande geschehen sein, wo dem, Geist und Sitten verderbenden Einfluß der Priester sich noch die Tyrannenwirthschaft bösartiger, volksfeindlicher und in blöder Gewalt herrschender Könige hinzufügte. So wurde Neapel das unglücklichste und verwildertste Land Ita-

liens, während es, durch Natur des Bodens und Begabung seiner Einwohner, dazu bestimmt war, das glücklichste zu sein und als der wahre Stern Italiens, einigend und alle getrennten und zerstückelten Theile zu sich rufend, über der ganzen Nation zu leuchten.

In Neapel, wo von jeher die üppigsten Genüsse Europa's und Asiens vereinigt waren, hatte auch der Geist stets die kräftigsten Ansätze genommen, zu blühen und in eine bedeutende Entwickelung zu treten. Es schien hier in der That Alles auf ein Paradies der Erde angelegt zu sein, denn die geistigen Kräfte schienen in Neapel noch bei weitem weniger zurückzudrängen, und zu verderben, als die Fruchtbarkeit des Bodens, der freilich in manchen Gegenden des Königreichs mit allen seinen in ihm versteckten Schätzen so unverantwortlich verkommen, und unbebaut liegen bleiben muß. So viel uncultivirte Landstriche, als in Neapel, giebt es kaum in irgend einem anderen Lande der Welt, und doch ist überall Segen und Ueberfluß, wohin die Bevölkerung nur greifen will, und der Reichthum der Ernten ermüdet den Faulen, dem seine Genüsse fast über den Kopf wachsen. Die Abhänge der Gebirge, auf denen der Olivenbaum bis zum höchsten Gipfel hinauf prächtig gedeiht, würden mit einer wahren Wundercultur bis

in die Ebene herab blühen, wenn man den Anbau in Terrassenform, wie er in Piemont so erfolgreich geschieht, nur mit einiger Anstrengung hätte versuchen wollen. Man giebt sich hier nicht einmal die Mühe, die von den herrlichsten Trauben schweren Weinstöcke an den Bäumen aufzuspannen, sondern man läßt die prachtvollen Reben, unbekümmert um ihre Pflege, an der Erde herumliegen, denn in diesem Alles überwachsenden Tumult von Genüssen wird die Nachlässigkeit und Sorglosigkeit um den Genuß wieder zu einem ganz neuen Lebensreiz.

Der Leichtsinn und der Genuß mitten im Genuß, welcher der eigentliche Character der Italiener ist, kann leicht ein günstiges Element werden, den Geist zu beflügeln, und die Schwere des materiellen Daseins zu überwinden. Die glänzende Begabung des neapolitanischen Volkes für Poesie und Gesang, worin der Neapolitaner alle anderen Italiener weit übertrifft, hängt damit auf das Wunderbarste zusammen. Es ist hier nur von dem Talent selbst die Rede, und von einem blühenden und begeisterten Sinn für das Schöne, der alle Volksklassen in Neapel fast gleichmäßig durchdringt. Aber zur Ausbildung einer höheren Kunstpoesie fehlt es dem Neapolitaner an einer gewissen Gediegenheit

des Naturells, obwohl er in seinen Unterrichts-Anstalten sogar planmäßig darauf ausgeht, Poeten zu erzeugen, und die Poetik selbst in den Klosterschulen einen Gegenstand des Unterrichts bildet. Aber die eigentliche Form für die poetische Begabung der Neapolitaner ist die Improvisation, die in den niedrigsten Kreisen oft den bewundernswürdigsten Aufschwung nimmt. Diese Improvisationen entwickeln sich oft in der ungezwungensten Weise auf den Straßen und vor den Hausthüren, wo die unscheinbarsten Leute Abends plötzlich einen Zuhörerkreis um sich versammeln, und demselben in einem unabreißbaren Redefluß und in den tönendsten Versen alles Mögliche auf Bestellung vortragen, wobei ihre Mienen und Gebärden oft die größte theatralische Heftigkeit und die hinreißendste Naturwahrheit ausdrücken. Die Leistungen dieser Improvisationen können oft noch neben den höheren Kunst-Improvisatoren, an denen Neapel von jeher und bis in die neueste Zeit hinein so reich war, eine eigenthümliche Geltung in Anspruch nehmen. Es ist aber die poetische Volksproductivität selbst, die sich überhaupt in dieser Improvisation ergießt, und ein begabtes Naturell aufzeigt, das sich nur zu schütteln und in Bewegung zu setzen braucht, um auf die naivste Weise jedem Inhalt einen dichterischen

Schwung und einen farbenreich schillernden Ausdruck geben zu können.

Auf dieser elastischen Grundlage des Volksnaturells scheint sich viel leichter als anderswo eine allgemeinere wissenschaftliche Bildung zu entwickeln. Man bemerkt dies in Neapel schon auf den Straßen, besonders wenn man die unaufhörlich pulsirende Straße Toledo hinabgeht, wo in dem oft unentwirrbaren Getümmel auch die vielen wandernden Antiquare, die fast an jeder Straßen-Ecke mit einem Kram von Büchern und Flugschriften sich aufgestellt haben, unsere Aufmerksamkeit und Verwunderung fesseln. Unter der Regierung der Ferdinande und einer unzählbaren Legion von Priestern doch so viele Bücher zu Jedermanns Gebrauch auf den Straßen feilgeboten zu sehen, hatten wir wahrlich nicht erwartet. Man kann in Neapel bei weitem besser und leichter Bücher kaufen, als in Rom, wo die geistliche Hand sich mit der größten Strenge und Genauigkeit über diese gefährliche Waare breitet und das Publikum möglichst schon von dem Anblick eines Buches entwöhnen möchte. Fast sind es nur Gebetbücher, und die erlaubten Unterrichtsbücher, namentlich der Jesuiten, untermengt mit einigen Romanen von Paul de Kock, oder einem versprengten Exemplar von Geßner's Idyllen

was man in den Antiquarläden in Rom und bei den kleinen Bücherkrämern auf den Straßen bemerkt. Aber in Neapel fanden wir auf diesen Stellen eine bei weitem reichere und freiere Auswahl, die uns schon deshalb in die höchste Verwunderung setzte, weil wir nicht geglaubt, daß irgend ein Buch, welches, nach der patriarchalischen Ansicht einer väterlichen Tyrannen-Regierung, doch mehr oder weniger ein gefährliches Schießgewehr für Kinder ist, hier offen anzutreffen sein würde. Noch mehr steigerte sich unser Erstaunen, als wir uns in die deutsche Buchhandlung des Herrn Albert Decken begaben, eines Landsmannes, der ein sehr schwunghaftes Geschäft mit deutscher Literatur auf dem Largo reale betreibt. Wir fanden bei ihm sehr viele Werke deutscher Wissenschaft vorräthig, die in Neapel nicht nur ganz unbehindert verkauft werden, sondern auch einen beträchtlichen Absatz finden sollen. Von den Werken des Königsberger Philosophen, Immanuel Kant, in der Ausgabe von Rosenkranz, verkaufte der Buchhändler binnen Kurzem acht Exemplare, sechs Exemplare von des großen Begriffsphilosophen Hegel gesammelten Werken, und nicht etwa an Fremde, sondern an das einheimische Publikum. Es giebt überhaupt in Neapel, mehr als in Rom, Leute, die bedeutende Studien

treiben, besonders in der höheren Gesellschaft, in der auch die Damen sich häufig sehr wissenschaftlich beschäftigen. In der Stadt des Papstes, in der die Priesterregierung die Wissenschaft als ihren ärgsten Feind bekämpfen muß, haben die höheren Stände längst aufgehört, eine Ehre der Aristokratie in der wissenschaftlichen Beschäftigung zu suchen, wie es sonst zu den glänzendsten Vorzügen des italienischen Adels gehörte. Der römische Nobile hält sich jetzt mit jeder Bildung für abgefunden, wenn er es nur wenigstens dazu gebracht hat, eine erträgliche Gemälde-Gallerie zu besitzen, was ihm ebenso zum Stolz gereicht, als dem deutschen Junker seine Pferde und Hunde. Man sieht in Neapel, daß in einem absoluten Tyrannenstaat Bildung und Wissenschaft immer noch besser und freier gedeihen können, als in einem Priesterstaat, der sich selbst umstürzen und abschaffen würde, sobald er die Schlange der Erkenntniß in seinem Paradies nähren wollte. Dieser gegen Geist und Bildung gerichtete Charakter des heutigen Rom ist wesentlich ein Werk Pius IX., der selbst ein gebildeter und geistig begabter Mann war, aber vor so vielen bedeutenden und großen Vorgängern, welche die Glorie der Kirche mit einem strebsamen und unterrichteten Geist zu verei-



nigen wußten, kläglich in den Schatten der Geschichte zurücktreten mußte. Charaktere, wie Pius, die nach allen Seiten hin organisirt sind, machen gewöhnlich an ihrer eigenen Vielseitigkeit Banquerott, indem sie, nirgend consequent, zuletzt immer aus der Freiheit in die Reaction, aus der Bildung in die tiefste Geistes-finsterniß sich retten müssen. Und dieses Wahrzeichen seiner eigenen Schwäche und Perfidie hat Pius dem heutigen Rom, der Kirche, dem Clerus und der Gesellschaft in allen Beziehungen aufgedrückt.

Da scheint es ein ganz anderes Leben in einer wirklichen, vollständigen, weltlichen Tyrannei zu sein. König Ferdinand II. von Neapel war zwar, wie man weiß, durchaus kein Freund und Beschützer der Künste und Wissenschaften, und auch sein Nachfolger, der jetzige Inhaber seines Throns, Franz II., hat bis jetzt keine darauf hindeutenden Spuren an den Tag gelegt. Besonders gegen die bildenden Künste, die überhaupt in Neapel keine große Aufmunterung fanden, zeigte Ferdinand II. eher eine Abneigung, als daß er sie jemals hätte fördern wollen. Die Plastik ist ein zu offenherziges Princip für den Geist eines Tyrannen.

Man sagte dem König Ferdinand sogar nach, daß er niemals auf dem Museum gewesen sei, obwohl die

großen Besitzthümer desselben zu den bedeutendsten Kunstschätzen Italiens zählen. Es würde sich dadurch bestätigen, was oft von ihm behauptet worden, daß er ein Mann ohne alle Bildung gewesen, und was sollte ein bloßer Gewaltherrscher auch mit der Bildung anfangen, welche ihm die Rohheit seines königlichen Handwerks bald verleiden müßte. Indeß, wie wir aus gutunterrichteter Quelle entnehmen, hatte König Ferdinand II. bald nach seinem Regierungsantritt, wo überhaupt einige freisinnige Schatten über seinen Weg liefen, auch die Kunst sich vorstellen lassen, um ihre Bekanntschaft zu machen. Er soll damals in der That einen zweistündigen Spaziergang durch alle Räume des Museo Borbonico unternommen haben, und da er einmal hier war, ließ er sich die Mühe nicht verdrießen, alle Winkel zu durchstöbern und selbst einige entlegene Cabinets in Augenschein zu nehmen. Dort sah er auch einige seit langer Zeit zurückgestellte Bilder, die aus den Sälen der Gallerie entfernt zu sein schienen und in Staub und Vergessenheit umherlagen. Dem König fiel das auf, er befahl diese Gemälde aufzuheben, und die zitternden Custoden zeigten ihm zwei ausgezeichnete Arbeiten von Micco Spadaro, die man aus politischen Gründen und Bedenken schon unter den früheren Regierungen

bei Seite gestellt und aus dem Museum selbst verbannt hatte. Der König betrachtete sich diese Bilder genau, und sie trugen im höchsten Grade seinen Beifall davon. Zwar war das eine das lebensgetreue Portrait des berüchtigten Masaniello, und das andere stellte mit demselben Pinsel des neapolitanischen Meisters die entsetzlichsten, den Masaniello verherrlichenden Blutscenen der Revolution von 1647 dar. Nachdem der König sich diese bisher verstoßenen Gemälde längere Zeit mit sichtbarem Wohlgefallen betrachtet hatte, befahl er, denselben sofort wieder den Platz zu geben, den sie früher in dem Gemäldesaal des Museo Borbonico innegehabt hätten.

So wurden diese merkwürdigen Bilder, vielleicht aus einer augenblicklichen Laune des Königs, vielleicht weil der Genius der Kunst plötzlich die Tyrannenseele mit einem milden Lichtschimmer berührte, wieder in ihre alten Rechte eingesetzt. Man deutete dies damals auf den Freisinn der neuen Regierung, worin man sich natürlich bald getäuscht sah. Die Bilder von Micco Spadaro (Domenico Gargiulo), in denen wir zugleich die besten Arbeiten der neapolitanischen Malerschule vor uns haben, sind gewissermaßen Meisterstücke der revolutionnairen und volksthümlichen Malerei, wenn auch ohne

die hohe und verstandesvolle Technik, womit die neuere französische Malerei Gegenstände dieser Art oft zu dem glänzendsten und wahrhaft künstlerischen Effect herausgearbeitet hat. Das Portrait des Masaniello von Micco Spadaro ist zwar etwas geschmiert, aber es herrscht doch darin eine unnachahmlich schöne und frische Auffassung, die den König Ferdinand, der das gemeine Volk mehr als den Adel und den gespreizten Bürger liebte, angesprochen zu haben schien. Man sieht auf diesem in halber Figur gehaltenen Bilde den freiheitsbegeisterten Fischer aus Amalfi, wie er eben ganz behaglich aus einer kleinen Pfeife raucht, und diese schmeckt ihm offenbar so gut, daß sein verschmitztes lächelndes Angesicht bei weitem mehr an diesen Genuß als an das Gelingen des Aufstandes zu denken scheint. Das zweite begnadigte Bild von Micco Spadaro ist jenes wunderbare Tableau, das die Revolutionsscenen des Jahres 1647 auf dem Platz des Mercato in Neapel in der erstaunlichsten Mannigfaltigkeit der Gruppen und Trachten darstellt. Auf diesem fast großartigen Gemälde, welches in zwei Theile zerfällt, erscheint Masaniello zuerst im Kostüm der Lazzaroni, einer Tracht, die immer viel Gnade vor den Augen der neapolitanischen Könige gefunden, die aber diesmal freilich den Helden des Auf-

standes der neapolitanischen Volksviertel kleidete. Masaniello trägt das Crucifix in seiner Hand, und hält in der Mitte der ihn umdrängenden Volkshaufen eine zur Empörung aufrufende Rede. Auch erblickt man das Piedestal einer umgestürzten Statue, welche den damaligen Vicekönig von Neapel, den Herzog von Arcos, gegen welchen der Aufstand gerichtet war, darstellt. An diesem Piedestal hängen in doppelter Reihe die abgeschlagenen Köpfe der Vornehmen, deren Opfer die Revolution bereits verlangt hat. Hier und da sieht man auch Schaffotte und Räder aufgeschlagen, die eben in voller Arbeit begriffen sind, und die Schlachtopfer des Adels bedienen wollen, welche eine rasende Volksmasse, unter Mißhandlungen und Beschimpfungen aller Art, zur Richtstatt herbeischleppt. Die Gewaltthätigkeiten und Massacres, welche in den im Hintergrunde verstreuten Gruppen das wahnsinnig tobende Volk ausführt, füllen das Gemälde mit dampfendem Blut und Mord über alle Gränzen hinaus. Auf dem andern Theil des Bildes sieht man aber den Masaniello im vollen Triumph des Revolutionshelden wiedererscheinen; er hat sich auf ein großes weißes Roß geschwungen, einen prächtigen Renner, der ihn mit sichtlichem Stolz trägt. Jetzt erblickt man den Masaniello

in einem schönen reichen Kleide, das mit Gold und Silber gallonnirt ist, den Kopf geziert mit einer Toque von carmoisinfarbenem Sammet, überragt von einem weißen Federbusch; auf seiner offenen Brust trägt er ein Portrait der heiligen Jungfrau, das an einer goldenen Kette aufgehangen ist, wie man es bei den unteren Volksklassen in Neapel sehr häufig sieht. Unzählige Volksmassen drängen sich um ihn auf seinem Wege, und man grüßt ihn mit den feierlichsten Zurufungen und Ehrentiteln.

Dies Revolutionsbild ist mit so viel Naturwahrheit und dramatischem Ausdruck gemalt, daß seine Beschauung auch den größten Feind aller Volksaufstände fesseln kann. Diese beiden Bilder hängen jetzt wieder mit einem dritten des Micco Spadaro, das nach Niederwerfung der Revolution den triumphirenden Einzug Don Juan's von Oesterreich in Neapel darstellt, in dem ersten Saal des Museo Borbonico.

Das Museo Borbonico, das so viele hohe Meisterwerke der Kunst in sich schließt, hat auch noch eine besondere, seit zehn Jahren abgezweigte Sammlung, die unter dem Namen des Cabinetto riservato besteht und alle Gegenstände des Museums in sich aufnehmen mußte, in denen die Gebilde der Ueppigkeit antiker

Kunst zu herausfordernd für das größere Publikum erschienen waren. Auch bei dieser Gelegenheit bewies König Ferdinand II., daß sein Verhältniß zur Kunst nicht ganz so barbarisch war, als es ihm nachgesagt wurde. Denn die Anstößigkeit gewisser Bildwerke von wunderbarer Schönheit war zuerst durch den Papst Pius IX. ausgeklügelt worden, der, als er sich im Jahre 1849 in Neapel und Portici aufhielt, auch das Museo Borbonico gesehen hatte, und über mehrere seinem Sittlichkeitsgefühl anstößige Statuen sich nachdrücklich beim König beschwerte. Ferdinand, der seinem heiligen Gastfreund gern etwas zu Gefallen thun wollte, und doch mit dem geäußerten Bedenken nicht recht übereinstimmte, wußte sich anfangs gar nicht zu helfen. Pius IX., der die nackten Engel in der Peterskirche in Rom schon durch Blechhemden um die Hüften unschädlich gemacht hatte, glaubte auch dem König von Neapel im Interesse seines Seelenheils, wenn nicht eine ähnliche Procedur, so doch eine Verbannung gewisser Götter und Göttinnen aus dem Reich des Sichtbaren empfehlen zu müssen. Er muthete dem König in der That nichts Geringeres zu, als die große Marmorgruppe des Satyriskos und des jungen Faun, den bacchischen Sarkophag, auf dem sehr schöne über-

müthig quellende Glieder in den aufgeregtesten Stellungen sich durcheinander wickeln, und fast sämmtliche Venusstatuen, die bis dahin in dem Museum eine besondere Halle der Venus gebildet hatten, zu verbannen. Unter diesen herrlichen Liebesgöttinnen, die der Papst gänzlich brach legen wollte, befand sich auch die berühmte Venus Kallipygos, die Liebesgöttin mit dem schönen Hintertheil, die dem berühmten Bildhauer Cleomenes oder der Zeit desselben zugeschrieben wird. Pius hatte diesen Anblick unbeschreiblicher Reize nicht ertragen können, und es schien durchaus nicht in seiner Natur zu liegen, statt der vorwärts gehenden Freiheitsgöttin, mit der er zu nichts hatte kommen können, mit jener Venus Kallipygos sich zu trösten, die als rückwärts gekehrte und von hinten zur Geltung kommende Göttin, mit ihren an dieser Stelle so wunderbaren Schönheitslinien, dem Princip der Reaction zu entsprechen schien. Den König Ferdinand jammerte es, daß gerade diese Theile in die Acht erklärt werden sollten, aber er willigte ein, diese Ueppigkeiten des alten Olymp in einem besonderen und reservirten Cabinet aufstellen zu lassen, zu dem der Eintritt erschwert ward, aber doch gegen eine besondere Erlaubniß vom Minister des Innern oder dem Director und für einige Piaster er-

langt werden konnte. In der letzten Zeit seiner Regierung, in welcher der Einfluß der Beichtväter täglich bei ihm stieg, wurde es freilich nicht mehr möglich, seinen ehemaligen Schützling, die Venus Kallipygos, in ihrem Cabinet zu besuchen, während man diese Venus auf dem Capitol in Rom jetzt sogar schon für einen französischen Franc besuchen kann, denn Papst Pius war niemals consequent gewesen. —

Auch die Philosophie mag König Ferdinand persönlich keineswegs geliebt haben, denn sie paßte nicht zu seinen sonstigen Verrichtungen, und seine geistlichen Umgebungen hatten gewiß bei Zeiten dafür gesorgt, daß ihm eine Wissenschaft, die weder der Kirche noch der Polizei gehorchte, als ein Auswurf der Hölle darstellig gemacht wurde. Eine Anekdote aus dem Leben des Königs ist in dieser Beziehung sehr charakteristisch. Als der jetzige König von Sachsen, damals Prinz Johann, der als Philalethes die göttliche Komödie des Dante übersetzt hat, in Italien reiste und auch in Neapel einen kurzen Aufenthalt genommen hatte, wurde er auch von dem König Ferdinand II. von Neapel in einer großen Audienz empfangen und dem Könige vorgestellt. Zur Verwunderung Aller sprach aber Ferdinand kein einziges Wort mit dem geistreichen und liebens-

würdigen deutschen Fürsten, nachher aber sagte er mit einem sehr gewichtigen Ernst zu seiner Umgebung: „Dies ist Einer von jenen philosophischen Prinzen, mit denen wir uns nicht einzulassen haben." Wahrscheinlich hatten die Beichtväter Ferdinands Bedenken getragen, den Uebersetzer des Dante in eine genauere Berührung mit Seiner allerkatholischsten Majestät treten zu sehen, denn Dante gilt bei dem italienischen Clerus noch immer für einen ewiger Verdammniß angehörenden Hochverräther, dem man schwerlich zutraut, daß er seitdem den Weg vom Fegfeuer zum Paradiese selber glücklich zurückgelegt haben werde.

Aber wo es seine Person nicht berührte, oder er dieselbe gänzlich unbetheiligt glaubte, hielt sich König Ferdinand wenig veranlaßt, der Literatur und den Wissenschaften große Schwierigkeiten im Lande zu machen. Zuweilen kam er sich sogar wie der alte Dänenkönig Kanut vor, der sich an das Meer setzte und seine Füße in die brausenden Wellen hinausstreckte, in der wahrhaft königlichen Ueberzeugung, daß die Woge nicht einmal seine Zehen zu netzen wagen würde. Zu Anfang seiner Regierung nahm er sogar der Geistlichkeit die ausschließliche Gewalt in Censursachen, und ließ für Bücher von einem kleineren Umfange auch von der

Polizei die Druckerlaubniß geben. Er trotzte auf die Natur der königlichen Gewalt selbst, wie jeder gute Despot, und erst allmählig gelang es den Priestern, ihm Furcht einzuflößen, und die Furcht vollendet erst den Despoten, indem sie ihm Alles, was aus dem freien und selbstständigen Gedanken entspringt, als seinen Feind erscheinen läßt.

Auf den neapolitanischen Unterrichtsanstalten ist jedoch, mit Ausnahme gewisser Lehrgegenstände, die den katholischen Kirchenglauben und die darauf begründete Weltanschauung berühren, ein verhältnißmäßig ziemlich weit ausgreifender Bildungsplan nicht zu verkennen. Dagegen ist die Astronomie noch immer beim Jugendunterricht verpönt, und wir hörten von jungen Deutschen, die sich in Neapel auf einem Erziehungs-Institut befanden, daß sie von dem die Anstalt beaufsichtigenden Geistlichen durchaus nicht die Erlaubniß hatten erhalten können, Privatstunden in der Astronoimie bei einem hiesigen Professor zu nehmen. Die Lehre Galilei's und Kepler's, durch welche einst die ganze Welt auf einen andern Standpunkt gezogen wurde, ist in Italien noch immer nicht zu einer officiellen Anerkennung gelangt. Officiell glaubt man hier immer noch, daß sich die Sonne um die Erde drehe, und es wird beim

Jugendunterricht, wenn man diesen bei Kirche und Regierung mißbeliebten Gegenstand überhaupt einmal berühren muß, wenigstens als etwas sehr Problematisches hingestellt, daß es noch Meinungen der entgegengesetzten Art gebe; gewiß wird aber zugleich mit dem tiefsten Ernst hinzugefügt, wie darüber noch keineswegs endgültig entschieden worden sei, und auch wohl schwerlich jemals darüber bestimmte Klarheit herrschen werde.

In Rom sahen wir kürzlich noch die Zimmer Galilei's, in denen er einst im Vatican, im dritten Stockwerk, wohnte, und wo jetzt der Pater Theiner, einst ein guter Schlesier, nachdem er zum päpstlichen Archivar gemacht worden, sein Quartier genommen. Hier, wo einst einem neuen Sonnensystem nachgedacht wurde, giebt jetzt der Oratorianermönch Theiner die Acten des Tridentinischen Concils, jene trügerischen Grundsatzungen des alten Kirchenthums, aus dem geheimen päpstlichen Archiv heraus, und man traut ihm zu, daß er diese historischen Actenstücke, an denen noch immer Vieles hängt, bedeutend verfälscht haben wird, wie dies dem so gutmüthig aussehenden Schlesier, der freilich seine nachherige Carrière unter den Jesuiten gemacht, auch bei den von ihm veröffentlichten, auf Albrecht von Brandenburg bezüglichen, Documenten nachgewiesen worden ist.

Man wird sich deshalb nicht wundern können, wenn man vernimmt, daß die Commission für den öffentlichen Unterricht (giunta dell' istruzione publica), welche in Neapel die Oberaufsicht über alle Bildungsanstalten führt, fast gänzlich, und jedenfalls dem überwiegendsten Theile nach, aus Geistlichen besteht, die sonach bei allen wissenschaftlichen Instituten, der Universität, den Seminarien, dem Lyceum, wie bei der Volksschule und dem Privatunterricht, das priesterliche Bedürfniß und den Standpunkt der Kirche als alleinige und ausschließliche Norm geltend machen. Es versteht sich, daß unter diesen Händen absichtlich nur die tiefste Unwissenheit genährt und ausgestreut werden kann, denn die Könige und Priester von Neapel haben sich stets nur durch eine sorgfältige Abschließung gegen die gebildete und wissende Welt halten zu können geglaubt. Demgemäß sind auch hier die Elementarschulen wie die höheren Unterrichtsanstalten auf der niedrigsten und dürftigsten Stufe, obwohl doch immer, vielleicht aus dem lebendigen Volksnaturell heraus, Manches durchdringt und emporkommt, was selbst die geistliche und polizeiliche Zügelung nicht ganz niederzuhalten vermag. Wenn früher in Neapel, wie fast in allen Staaten Italiens, kein Schulzwang herrschte, und Jeder seine Kinder unter-

richten oder ununterrichtet lassen konnte, wie ihm beliebte, so sind doch auch in den letzten Jahrzehnten bessere Einflüsse auf den Volksunterricht hervorgegangen, und die Zahl derer, die im Königreich Neapel weder lesen noch schreiben können, und die früher wohl drei Viertheile der ganzen Bevölkerung betrug, dürfte sich jetzt, nach sachkundigen Mittheilungen, sehr verringert haben. Dazu haben die Bemühungen ausgezeichneter Neapolitaner Vieles beigetragen, und das Werk von Sabatini, das ein vollständiges System des öffentlichen Unterrichts aufzustellen sucht*), so wie der von dem gelehrten Erzbischof Mazzetti in Neapel ausgearbeitete Schulplan**), geben bedeutende Fingerzeige auf künftige bessere Bildungszustände des Sicilianischen Königreichs, indem sie Ideen ausstreuen, die in Rom, unter dem unmittelbaren Einfluß der päpstlichen Curie, weder gefaßt noch verbreitet werden konnten. Früher herrschte der seltsame Gebrauch, daß man nur den Schulunterricht der Knaben begünstigte, und den Unterricht der Mädchen höchstens

---

*) Sabatini Riflessioni concernenti un sistema d'istruzione publica collegato cò principii della legislazione e della politica. Napoli 1840.

**) Progetto di reforma pel regolamento della publica istruzione di Mazzetti. Napoli 1841.

auf das Lesen ausdehnte, den Schreibunterricht aber möglichst ganz verbannte. Es stützte sich dies auf die seltsame Befürchtung, die in Italien vielleicht nicht ganz ohne Anhalt ist, daß nämlich die Mädchen, welche geläufig schreiben können, durch den dann unvermeidlichen Liebesbrief bei weitem leichter der Gefahr ausgesetzt sein würden, in das Netz von Liebesintriguen zu fallen. Obwohl seitdem eine Art von Zwang für den Besuch der Gemeindeschulen eingeführt worden, so soll doch noch immer das eigenthümliche Resultat beobachtet werden, daß die weibliche Jugend in bei weitem geringerer Anzahl, als die männliche, in der Volksschule erscheint, um auch nur an dem nothwendigsten Unterricht Theil zu nehmen. Die Statistiker würden nun auch in ihren Tabellen nachzuweisen haben, wie weit sich die Liebesintriguen dadurch in Italien verringerten.

Die höheren Unterrichtsanstalten unterliegen nicht minder dem beschränkten Horizont, den die nationale Bildung in Italien überhaupt über sich gebreitet hat, und den die Italiener mit Leichtigkeit und mit der siegreichsten Entwickelung von sich abstreifen werden, sobald sie nur einmal, dem frischen Rufe der neuen Zeit folgend, zu einer selbstständigen und freien Constituirung

ihrer politischen Nationalität wieder gelangt sein werden. An der Universität in Neapel lehrten stets sehr ausgezeichnete Männer, die fast alle Disciplinen mit großer Umsicht und bis zu den Grenzen, die hier überhaupt dem Wissen gesteckt werden, vortragen. Diese Professoren würden jedenfalls noch mehr leisten, wenn sie nicht wegen ihrer schlechten Besoldungen genöthigt wären, ihre Zeit auf die Ertheilung von Privatunterricht zu verwenden. Am meisten gedeihen hier, wie überhaupt in Italien, die Mathematik und die Naturwissenschaften, wofür der italienische Geist eine ganz eigenthümliche Begabung besitzt, die ihn von jeher zu glänzenden Leistungen auf diesem Gebiet berufen hat. Dasselbe ist hinsichtlich der Rechtswissenschaft der Fall, die, obwohl die Gerechtigkeitspflege im Lande die schlechteste und mangelhafteste von der Welt ist, doch vorzugsweise die besten Köpfe anlockt, sich ihr zu widmen, weil auf der dadurch eröffneten Bahn allein die Gelegenheit gegeben wird, zu ehrenvollen und besonders einträglichen Stellen zu gelangen. Neben der Universität giebt es in Neapel noch eine besondere Privatschule der Jurisprudenz, die sehr besucht und blühend ist, und auf welcher das Recht in seinem ganzen Umfange getrieben wird.

Auch die Philosophie wird an der Universität zu Neapel gelehrt, obwohl die Geistlichkeit, die in dieser Wissenschaft immer nur den gefallenen Engel erblicken kann, sich alle Mühe giebt, daraus nur einen todten Formelkram von Metaphysik und Scholastik zurecht machen zu lassen. Aber es giebt bei den Neapolitanern einen gewissen Instinct für Philosophie, der sich unter andern Verhältnissen gewiß einmal siegreich Bahn brechen wird. Namentlich grenzt das Ansehen, welches der deutsche Philosoph Kant von jeher in Neapel besaß, fast an das Wunderbare, und es dünkte uns ein viel größeres Mirakel zu sein, wie das des heiligen Januarius, daß der Mann der Kritik der reinen Vernunft, über den in Deutschland seitdem schon ganze Berge von neuen Systemen gepackt sind, in Neapel noch jetzt einen großen Einfluß auf alle Denklustigen übt, und immer wieder mit neuen Commentaren versehen wird, unter denen der des Professor Baron Pasquale Galuppi von Tropea, der vorzugsweise für einen kantischen Philosophen gilt, noch immer eine gewisse Berühmtheit behauptet. Die Priester wissen aber dem philosophischen Geist Riegel vorzuschieben, auch wo sie gar nicht unmittelbar dagegen einzuschreiten scheinen. Sie haben in der Studiencommission die Verordnung durchgesetzt, daß Jeder,

der einen akademischen Grad erlangen will, erst nachweisen muß, daß er die Kirche besucht und zur heiligen Messe gegangen ist. Dies heißt, den Kantianer unterminiren, denn ein Philosoph, der erst Zeugnisse über seinen Meßbesuch beibringen muß, hat sich schon halb selbst vernichtet, und um die selbstbewußte Glorie seiner Denkkraft ist es geschehen.

Daß das schöne Neapel ein Boden ist, auf dem nicht nur die seltensten Genüsse aller Art gedeihen, sondern auch die italienischen Studien eine neue Heimath finden würden, sobald nur der Stern Italiens von Neuem aufgeht, wird auch durch mancherlei Einrichtungen bestätigt, die man hier, wie nirgend anderswo, im Interesse der Wissenschaft getroffen sieht. Auf der öffentlichen Bibliothek in Neapel, die einen sehr bedeutenden und reichen Theil des Museo Borbonico bildet, ist sogar ein besonderes Lesezimmer für Blinde eingerichtet. Wenn dies auch nur darin besteht, daß hier ein besonderer Raum eingerichtet ist, in dem blinde Personen sich aus den verabfolgten Büchern vorlesen und selbst Notate besorgen lassen können, so liegt doch darin eine zarte und fast rührende Sorgfalt für Unglückliche dieser Art und für ihre geistigen Bedürfnisse, wie wir ihr in keinem andern Lande der Welt jemals

begegnet sind. Man erkennt damit zugleich das Lesen und die Studien als ein Lebensbedürfniß an, das Jedem wie ein Menschenrecht gewährt werden muß: eine interessante Kehrseite gegen das lesefeindliche Wirken der Priester, und zugleich die beste Inschrift für eine große Bibliothek, der keine höhere Ehre geschehen könnte, als wenn sie auf ihrem Frontispiz die Inschrift führte: „Hier lesen selbst die Blinden.“ —

Die vielen vortrefflichen Geisteseigenschaften, welche die Neapolitaner unzweifelhaft besitzen, haben freilich auch nicht gehindert, daß auf der anderen Seite der düsterste Aberglauben nicht blos die unteren Volksschichten beherrscht, sondern bis in die höheren und höchsten Kreise der Gesellschaft vorgedrungen ist. Es giebt namentlich einen wahrhaft nationalen Aberglauben in Neapel, von dem alle Individuen und Stände, gebildete wie ungebildete, gleichmäßig beherrscht, und man kann wohl sagen, besessen sind, und in dem eine schreckliche Nachtseite des neapolitanischen Lebens und Charakters sich oft auf die bizarrste Weise abdrückt. Es ist dies der allgemein verbreitete Glauben, daß es Menschen giebt, die einen bösen Blick haben, und wenn derselbe auf einen ihnen Begegnenden fällt, damit einen unwiderstehlichen Einfluß auf seine Person und sein

Schicksal ausüben, ihm jedenfalls aber Ungemach und Widerwärtigkeiten aller Art durch ihr schreckliches Anblicken zufügen.

Dieser Aberglauben, der sehr tief in das Leben des Neapolitaners übergreift, konnte gerade in Neapel sehr leicht entstehen und sich ausbilden. Man sieht in der That in Neapel sehr viele Menschen, denen man das, was man einen bösen Blick nennt (malocchio), wohl zutrauen darf. Diese oft so bizarr gezeichneten Gesichter, mit einem schrecklichen psychologischen Ausdruck, der durch das Hinzutreten einer gewissen Laune in den Mienen oft nur noch greller markirt wird, scheinen oft alle Elemente zu verrathen, die dazu gehören, um ein jettatore, ein Schleuderer solcher bösen Blicke zu sein, die Jedem, den sie treffen, unvermeidliches Unglück bringen. Das verbreitete Sprüchwort, daß in Neapel Teufel ein Paradies bewohnen, sieht man auf jeder Straße durch alle diese seltsamen und grotesken Gestalten bestätigt, bei denen man sich oft eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren kann, und die häufig so sehr mit einem diabolischen Zug gezeichnet sind, daß man leicht in jedem Individuum einen Jettatore vermuthen könnte, und wohl thut, sich gegen jede Person ohne Unterschied

der in diesem Falle üblichen und wirksamen Abwehrmittel zu bedienen.

Diese Mittel bestehen vornehmlich in dem Tragen von Hörnchen (corne), die in diesem Betracht eine besondere Specialität von Neapel bilden und in verschiedenster Verwendung bei der Toilette und aus den verschiedensten Stoffen angelegt werden. Bei allen Ständen in Neapel findet man es gleicherweise verbreitet, daß sie sich mit einem solchen Gegenzauber bewaffnen, an dessen Kraft, die bösen Blicke zu bannen, Niemand zweifelt. Die feinere Art des Symbols ist eine Hand, an der zwei Finger herausgestreckt sind, so daß eine Figur von Stierhörnern entsteht. Die vornehmeren und eleganteren Leute tragen diesen Talisman aus Gold, Schildpatt, Korallen oder Lava in irgend einer Weise an sich, während die Leute aus dem Volke ein bloßes Hörnchen von Knochen oder auch von Korallen bei sich tragen. Der Gebrauch dieses Talismans ist so alt, als der Aberglaube des bösen Blickes selbst, der, schon in den Zeiten des frühesten Alterthums wurzelnd, noch heutzutage in Neapel alle Vorstellungen beherrscht. Schon bei den Begräbnissen der heiligen Stiere in Aegypten, wo man die Hörner aus der Erde heraussehen ließ, um dadurch die bösen

Geister zu bannen, und die Stelle zu heiligen, diente diese geheimnißvolle Wirksamkeit, welche die Hörner ausüben, als anerkanntes Symbol. Es ist dies einer von den vielen Anklängen an die Zeit des Alterthums, die sich auch in Neapel, wie in ganz Italien, in den Gewohnheiten und Anschauungen des Lebens erhalten haben und mit denselben sich unaufhörlich forterzeugen.

In dieser Art, den vermeintlichen bösen Blick eines Menschen von sich abzuwehren, geniren sich auch die feinsten und gebildetsten Neapolitaner in der Gesellschaft gar nicht. Sie strecken Jedem, der ihnen in dieser Beziehung nicht recht richtig vorkommt, die Hand mit hörnerartig emporragenden beiden Fingern entgegen, und man hat nicht das geringste Recht, sich über diese etwas anzügliche Symbolik beleidigt zu fühlen. Nicht leicht vergißt ein Neapolitaner sein Hörnchen, wenn er in eine Gesellschaft oder auf die Straße sich begiebt, und hat er den Talisman einmal zu Hause gelassen, und es nähert sich irgend ein fremdartiges oder fascinirendes Gesicht (denn fascino ist der eigentlich gebildete Ausdruck für diese Verzauberung), so greift gewiß die Frau, die ihn begleitet, dem Manne mit dem höchsten Eifer in die Tasche und macht ihm darin das Zeichen des Hornes zu jeder nöthigen Abwehr.

Es soll nicht so leicht sein, einen Jettatore gleich bei der ersten Begegnung herauszuerkennen, denn hinter jeder Physiognomie kann ein so gefährliches Individuum stecken, und die Charaktermerkmale, die man an ihm ausgefunden haben will, sollen nicht immer zutreffend sein. Gewöhnlich ist ein Jettatore, den die Natur zu diesem schrecklichen Einfluß bestimmt hat, ein sehr magerer und blasser Mann, mit einer schnabelförmig gebogenen Geiernase, und großen funkelnden Augen, welche an die Kröte erinnern, der man die Eigenschaft des bösen Blickes schon in der Naturgeschichte beigelegt hat. Gewöhnlich aber trägt er, um diese Augen zu verbergen, eine weiße oder eine grüne Brille, doch sind die mit einer grünen Brille bei weitem die gefährlichsten, und haben einen noch viel schlimmeren Einfluß, als die mit einer weißen. Wenn man einem solchen Mann auf der Straße begegnet, so ist das Unglück schon fertig, ist man zuerst von ihm gesehen und von seinem Blick getroffen worden. Hat man ihn aber glücklicher Weise zuerst gesehen, und hat man sich noch so rasch ermannen können, um ihm entweder das Hörnchen am Uhrgehänge entgegenzuhalten, oder wenigstens die eigene Hand in der Form des Talismans gegen ihn auszustrecken, so mag noch Alles gut gehen,

und der böse Einfluß des Jettatore ist gebannt. Aber hat dies nicht mehr gelingen wollen, so ist durchaus nicht zu helfen, und irgend etwas Schlimmes wird gewiß in kurzer Zeit geschehen.

Es charakterisirt die ganze Teufelei des neapolitanischen Volkes, daß es, ungeachtet seiner kirchlichen Gläubigkeit, doch gerade, unter allen Gestalten der Gesellschaft, am meisten den Mönch und den Priester im Verdacht der Jettatura hat, und es stets für eine sehr schlimme Vorbedeutung hält, einem solchen, namentlich wenn man irgend etwas vornehmen will, zu begegnen. Welche beißende Ironie gegen die Kirche, die hier nicht blos das gemeine Volk, sondern jeder Gebildete, aus allen Ständen, ausübt. Der Priester und der Mönch, die den Segen der Kirche austheilen, sollen zugleich diejenigen sein, in deren Personen vorzugsweise ein böser und unheilbringender Zauber steckt. In einer Gesellschaft, in der ein Geistlicher sich befindet, pflegen sich alle möglichen Unglücksfälle zu ereignen, das Essen ist verdorben, die Lampen gehen sämmtlich im Salon aus, oder sie fallen vom Tisch herunter und zerbrechen, und wenn die Wirthin, lange gebeten von den sie bewundernden Gästen, endlich an's Klavier tritt, um ihre zauberische Stimme hören zu lassen, so detonirt sie

gewiß diesen Abend ganz gewaltig, und ihre Stimme schlägt mehrmals auf das Fürchterlichste um, so daß ihr endlich nichts übrig bleibt, als recht verdrießlich vom Klavier zurückzutreten. Die Gesellschaft aber giebt ihr nur einen um so enthusiastischeren Beifall zu erkennen, denn man weiß es ja, daß nur die Gegenwart des Priesters an diesem Abend den Quell der Harmonie bei der schönen Signora so verunreinigt und verstopft hat.

Ebenso ergeht es dem Jäger, der Morgens in frischem Muth auf die Jagd geht und unterwegs einem Geistlichen begegnet, der ihm eine glückliche Jagd wünscht. Nun sind an sich schon alle guten Wünsche und alles Lob, die aus dem Munde einer nicht ganz unverdächtigen Person kommen, im Stande, vollkommen in ihr Gegentheil umzuschlagen und das Mißlingen aller guten Pläne und Absichten hervorzurufen. So wird der Jäger ganz gewiß keinen einzigen Hasen an diesem Tage schießen, wo ihm ein Mönch die gute Jagd gewünscht hat.

Kein Schiffscapitain wird zur Abfahrt die Segel lichten, wenn er irgend einen schwarzen Punkt, in dem sich allenfalls die Gestalt eines Abbé vermuthen ließe, auf der Rhede bemerkt. Vorsichtig legt er noch einmal

das Fernrohr an, um diese Stelle zu untersuchen, und ist es in der That ein Priester, so wendet er sich gewiß mit einem wahren Schreckensausdruck zu der übrigen Schiffsgesellschaft hin, und beschwört sie, die Abfahrt bis zum nächsten Morgen verschieben zu dürfen. Es werden Beispiele erzählt, daß in Fällen, wo ihm dies von den Passagieren verweigert worden, die Reise sehr unglücklich wurde, und große Stürme hereinbrachen, die das Schiff fast zertrümmert und Allen das Leben gekostet hätten.

Noch merkwürdiger scheint es, daß man auch im Kirchenstaat selbst, in dem die Segnungen der Priesterherrschaft wurzeln und über die Person des Geistlichen eigentlich alle und jede Weihe ausgegossen sein sollte, diesem Aberglauben von Seiten des Volkes huldigt. Der Römer geht aber noch viel weiter darin, als der Neapolitaner, denn er hegt den sehr verfänglichen Glauben, daß man dem Mönch, dessen bösem Blick oder dessen gefährlichen Glückwünschen man begegnet, nur unversehens einen Schlag, sei es auch nur einen ganz leichten gegen die Kapuze, geben dürfe, um die Fascination, die er ausüben könnte, zu verhindern. So zersetzt der Aberglauben auch wieder Alles, was der Glauben sonst zu viel gethan, mit einer unab-

weislichen Kraft, und bringt das Verhältniß zwischen Volk und Priester wieder zu einer Art von Ausgleichung.

Das Volk führt in Neapel auch denselben Schlag gegen die Aristokratie, und nimmt selbst Prinzen und Herzöge, vielleicht sogar einige Mitglieder der königlichen Familie, nicht von dem Verdacht aus, den bösen Blick zu haben und anderen Menschen blos durch den Malocchio Schlimmes zuzufügen. So giebt es eine neapolitanische Herzogsfamilie, von der allgemein behauptet wird, daß eines ihrer Mitglieder immer erblich ein Jettatore ist und vermöge dieses Malocchio überall, wo es hinkommt, im Kleinen wie im Großen schlimme Wirkungen hervorruft. Man meidet es auf das Aengstlichste, einem Prinzen aus dieser Familie zu begegnen, und wo er, ohne daß man es hat ändern können, in einer Gesellschaft erscheint, verunglückt gewiß Alles, was nur irgend unternommen werden mag. Schon bei seinem Eintritt in den Salon ereignet sich ein Unglück, denn in demselben Augenblick wirft der Lakai ein Plateau voll der kostbarsten Gläser und Tassen auf die Erde nieder, und die Dame des Hauses erschreckt sich so heftig darüber, daß sie einer Ohnmacht nahe ist. Unternimmt die Gesellschaft einen Spaziergang durch den Garten, und ist es der heiterste Juniabend, der

in Neapel selten seinen paradiesischen Charakter verläugnet, so verdunkelt sich doch plötzlich der Himmel, sobald der Prinz an der Spitze der Gesellschaft erscheint, und unter fürchterlichem Donnern und Blitzen stürzt ein Wolkenbruch hernieder, der Alles überschwemmt. Damen und Herren werden durchnäßt, noch ehe sie das Haus wieder erreicht haben. Als man wieder in den Salon zurückgekehrt ist, und der Prinz eben einen bewundernden Ausruf ertönen läßt, welcher dem prachtvollen Lüstre gilt, der am Plafond strahlt, hört man in demselben Augenblick ein entsetzliches Krachen und einen von allen Anwesenden ausgestoßenen Schrei. Der Kronleuchter ist nämlich auf die Erde herabgefallen und dort in tausend Stücke zerborsten. Die liebenswürdige Wirthin kann es indeß doch nicht länger aushalten, der Ball soll beginnen, und sie entflieht in das äußerste Zimmer ihrer Wohnung, wo sie, heulend und schreiend, sich verschanzt und verbarricadirt und Niemanden mehr zu sich läßt.

Die Jettatura ist in der neapolitanischen Gesellschaft ein Ding, auf das sich Jedermann gefaßt macht, und dem, da nichts davor schützt, Jettatore zu sein, und Leute jeden Standes und jeden Alters mit dem Malocchio behaftet sein können, alle nur möglichen Vor-

kehrungen in jedem Gesellschaftszimmer entgegengestellt werden. Im Salon sieht man fast auf jedem Spiegeltisch, auf jedem Schrank Hörnchen aufgestellt, die als Nippsachen verarbeitet, oder in irgend einer schönen und kostbaren Einfassung aufgestellt, das Zimmer, das ganze Haus gegen die Jettatura irgend eines Menschen schützen. Selbst zum Fenster hinaus hängt man solche Hörner, denn wenn Jemand von der Straße aus das Haus mit einem bösen Blick ansehen könnte, so würden die Verwünschungen gegen dasselbe dadurch gehemmt werden. Auch durch das ganze gewerbliche Leben gehen die Hörnchen als Talisman, um den bösen Einfluß von dem Geschäft abzuwehren. In jedem Magazin sieht man ein Hörnchen über dem Ladentisch, und besonders auch über den Gewichten angebracht, denn ein mit der Jettatura behafteter Kunde könnte den Kaufmann leicht so verwirren, daß er ihm nach einem zu großen Gewicht die Waare zuwiegt. Viele Gewerbtreibende nehmen zu ihrem Schutz das Material, das ihnen in ihrem Beruf am nächsten liegt. Die Jäger nehmen Hirschhörner, die Fischer Scheeren von Meerkrebsen, um sie als Amulet gegen die Jettatura zu gebrauchen. Ein Reisender, W. von Lüdemann, erzählt, daß er sogar das Haus des Polizeichefs, als

er demselben einen Besuch machte, in allen seinen Theilen mit Hörnchen ausgeputzt gefunden habe. Denn, bemerkte ihm der Polizei-Präsident nicht sehr verbindlich, ich habe hier mit so vielen und verschiedenartigen Fremden zu verkehren, daß mir leicht ein Mensch mit einem bösen Blick in's Haus kommen kann.

Die Jettatura ist nicht nur ein bis in die frühesten Zeiten des Alterthums hinaufreichender Begriff, sondern sie hat zugleich ihre allgemein menschliche Entstehung, die sich in jedem Lande unaufhörlich wiederholen muß, und in Neapel nur mit der grellen Eigenthümlichkeit dieser Bevölkerung sich färbt und fortbildet. In der That ist hier Alles so sehr auf Jettatura abgesehen, und das Walten dieses düstern Zaubers liegt so sehr im Charakter der Einwohner, in den wechselnden Einflüssen der Natur und Landschaft, in den hitzigen und ungestümen Wandelungen des Klima's und des Meeres, daß auch jeder Fremde, der zuerst bei seiner Ankunft in Neapel den Aberglauben aller dieser Leute belächelt und benaserümpft, bald auch diesen herrschenden Vorstellungen sich unterwirft, welche der gemeinste und vornehmste Neapolitaner hier gleichmäßig hegen. Wer erst einige Zeit in Neapel ist, kann bald nicht mehr ohne einige Hörnchen fertig werden, die er auf irgend eine

Weise an seiner Toilette oder auch an einem Fingerring anzubringen gewußt hat. Denn unter den Neapolitanern leben und nicht an den bösen Blick glauben, wird auf die Länge der Zeit ein Ding der Unmöglichkeit.

Das Mißtrauen, aus dem überhaupt die menschliche Gesellschaft in ihrem heutigen Civilisationszustande zusammengesetzt ist, läßt diesen Aberglauben leicht sich begründen. Jeder kann für den Andern so leicht zum Teufel werden, und für Jeden giebt es Einen, dessen Augen den Einfluß des bösen Blickes auf ihn haben. Diese Sache ist so räthselhaft und unbegreiflich, daß nur räthselhafte und unbegreifliche Mittel dagegen angewandt werden können. In allen Theilen der Welt sind solche Vorstellungen verbreitet; überall unterlassen es die Spieler, zu pointiren, wenn sich eine Persönlichkeit mit unheimlichen und zweifelhaften Mienen in ihrer Nähe befindet. In Deutschland giebt es unzählige Menschen, die auf ihrem Wege umkehren oder jedes Geschäft unverrichtet lassen, wenn ihnen beim Ausgange ein altes Weib begegnet. Nur ist man anderswo noch nicht so pfiffig geworden, wie in Neapel, wo man in dem Anlegen von Hörnchen ein Amulet gefunden hat, das jedesmal unbedingt hilft und dem Jettatore in der That jedes Opfer streitig machen soll.

Der kindische Charakter der Neapolitaner hilft ihnen auch ebenso leicht, als sie überall Gespenster sehen und fürchten, dieselben zu bannen und für sich unschädlich zu machen. Der neapolitanische Volkscharakter ist in der That die seltsamste Zusammensetzung, die es geben kann. Diabolische und idyllische, stürmische und zarte, poetische und thierisch rohe Elemente liegen hier dicht bei einander und paaren sich zu einem höchst pikanten und oft sehr komischen Lebensbilde. Dazu giebt es so viel Züge von Gutmüthigkeit, kindlicher Heiterkeit und einer zierlichen, gefälligen Manier, sich bei gewissen Gelegenheiten darzustellen, daß man der Liebenswürdigkeit des Volksnaturells oft schwer widerstehen kann. Man braucht nur auf den Markt zu gehen und die äußerst zierliche und symmetrische Anordnung der Feigenkörbe zu betrachten, die in Neapel von den Landleuten zum Verkauf geführt werden, um ein Bild von der heiteren Stimmung und Form zu haben, in die sich unter den Händen des Neapolitaners leicht Alles kleidet. Wenn dies Volk nicht von seiner Regierung und seinen Priestern stets auf die unbegreiflichste Weise vernachlässigt und in die Verwilderung hineingezogen worden wäre, so würden seine Zustände vielleicht die glücklichsten und am meisten harmonischen

in ganz Italien sein, und namentlich die römischen an Zuverlässigkeit, Sittlichkeit und innerem Gehalt weit übertreffen.

Ueberall aber, wo man in Neapel häßliche Verzerrungen des Volksgeistes in Sitten und Gewohnheiten sieht, sind gewiß die Priester dabei betheiligt, oder das Beispiel des Königs und der Regierung wirkt dazu mit, widerwärtige und unmoralische Bilder zu zeichnen. So wird das Lotteriewesen, dem in Neapel auf die abscheulichste Weise gefröhnt wird, zu einer wahren Hauptsache des neapolitanischen Lebens gemacht. Alle Straßen sind dann mit Lotteriebuden bedeckt, in denen die Loose, welche die besten und glücklichsten Nummern enthalten sollen, prächtig in Farben colorirt ausgestellt werden, und mit den wunderbarsten Inschriften über den Buden die Vorübergehenden anlocken. „Hier ist die wahre Sorte zu haben" (ecco la vera sorte) heißt es mit einer gewaltig großen goldenen Schrift über jener Bude, und die dortige läßt sogar den sentimentalen Stoßseufzer: Non mi lasciate (Mich lasset ja nicht!) auf einer großen Fahne flattern, die über die ganze Straße herüberreicht. In großen Schaaren gewahrt man die Priester, welche an diesen Buden mit lächelnden und listigen Blicken vorüberschleichen und

die ausgestellten Nummern mit einem Sachverstande, der ihnen in der That eigenthümlich zu sein scheint, prüfen und überlegen. Bald sieht man sie aber auch ebenso eifrig kaufen, und sich für die bevorstehende Ziehung versorgen, denn die Priester, die zum Theil ewige Armuth geschworen haben, und auf die Glücksgüter dieser Welt gar nicht angewiesen sind, werden doch stets als die eifrigsten Bewerber um die Gunst der Glücksgöttin erblickt. Die meisten Loose fallen in ihre Hände, und einen großen Theil lassen der König und der ganze Hof durch ihre Agenten aufkaufen. Das Volk stürzt diesen Autoritäten in gewaltsamem Drange nach, und die Lazzaroni schlagen sich blutig um die letzten Loose, welche die Priester und der König noch übrig gelassen haben.

Wenn man den Neapolitaner in seiner schönsten und würdigsten Entfaltung sehen will, muß man die Gerichtssitzungen in Neapel besuchen, wo man ein nationales Advocaten-Talent zu bemerken Gelegenheit hat, das oft den höchsten Aufschwung der Beredsamkeit und Mimik nimmt, und in der praktischen und taktvollen Zergliederung eines Rechtsfalles das Bewundernswürdigste leistet. Die Neapolitaner wenden sich nicht nur aus Ehrgeiz der Jurisprudenz zu, sondern sie sind auch

geborene Advocaten, die mit männlichem Ernst und großer Würde eine ungemeine und drastische Klarheit der Auseinandersetzung zu vereinigen wissen. Das Musterbild Niccolini's, der einst als hochgestellter Jurist, als Poet und Kunstkenner glänzte, hat besonders in Neapel viele Nacheiferer auf dieser Bahn erweckt, und eine Schule von Juristen und Advokaten eröffnet, in denen Recht, Poesie und Bildung zu dem würdigsten Charaktertypus ineinander geflossen sind.

Ein merkwürdiger Umstand ist dabei, daß in Neapel, wo es so ausgezeichnete Juristen giebt, davon kein heilsamer Einfluß auf die öffentlichen Rechtszustände des Landes übergegangen ist, sondern dieselben fast ebenso verderbt, trügerisch und unsicher sind, als es im Kirchenstaat und in anderen Theilen Italiens nur irgend der Fall ist. Es ist eine Eigenschaft aller tyrannischen Staaten, daß die Polizei, die der eigentliche Ausfluß solcher Regierungen ist, immer das Recht selbst zu verderben weiß, und bald das Unrecht an der Spitze und inmitten aller Verhältnisse begründet. Den musterhaft ausgebildeten und vertretenen Rechtszuständen steht auch in Neapel, wie in dem übrigen Italien, ein vollkommen organisirtes Räuberwesen gegenüber, das sich mit einer selbstständigen Macht und wie im eigenen Recht entfaltet,

und bei dem Regierung und Polizei nicht selten die Rolle des Mitschuldigen oder des stillen Associé übernommen haben. Viele eclatante Fälle dieser Art gehören zu dem Merkwürdigsten, was je in der Welt geschehen, denn daß eine ordentliche und gesetzlich feststehende Regierung es für ihre Sache halten kann, bei Verbrechen gegen Eigenthum und Leben ihre Hand im Spiele zu haben, den Löwenantheil eines Diebstahls zu nehmen, und mit Räubern Verbindungen und Verträge einzugehen, das sollte man für schlechterdings unmöglich halten, wenn man überhaupt ein sittliches Element verlangt, um ein Gouvernement für wirklich constituirt anzusehen. Es sind aber alle italienischen Behörden ohne Ausnahme mehr oder weniger ein solches Verhältniß zu dem Verbrechen und zu den Verbrechern eingegangen, wobei die größte Offenheit, wie die päpstlichen Behörden und die neapolitanische Regierung sie zu beweisen pflegen, nur für einen Vorzug zu rechnen ist.

Ein wunderbares Licht auf den Verfall aller sittlichen und politischen Zustände in Neapel, die stets am meisten von oben her bedroht waren, wirft der große Diamanten-Diebstahl, der sich gegen das Ende der Regierung Ferdinands II. hier ereignete. Es waren einer der ersten aristokratischen Familien des Landes ihre

sämmtlichen Diamanten gestohlen worden, die auf den Werth von dreimalhunderttausend Thalern veranschlagt wurden. Dieser Diebstahl erregte eine um so größere Sensation in Neapel, als es in der hohen Gesellschaft ziemlich laut geflüstert wurde und Jedermann sich davon überzeugt hielt, daß die Regierung diesem ungeheuren Diebstahl keineswegs fremd war, sondern ihn heimlich unterstützt, jedenfalls aber veranlaßt hatte. Der König wollte damals alle großen Familien des Landes zwingen, ihre Diamanten auf der Bank niederzulegen, wobei der unausgesprochene Hintergedanke ohne Zweifel der war, daß er an dem Tage, wo die Revolution ausbräche, alle diese Schätze auf einmal mit um so größerer Leichtigkeit bei seiner Rettung mit sich nehmen könnte. Die Aristokratie hütete sich wohl, in diese Falle zu gehen, aber der König hoffte einige Wirkung zu erzielen, indem er ihnen die Unsicherheit ihres Eigenthums in ihren eigenen Schlössern zu demonstriren suchte.

Die Unsicherheit der Straßen Neapels gleicht fast denen in Rom, und bei Mord- und Raub-Anfällen, denen man bei Nachtzeit in Neapel auf jede Weise ausgesetzt ist, hat ein Fremder weder auf den Schutz der einheimischen Bevölkerung noch der Polizei zu rechnen. Selbst wenn in der Nähe einer noch volkreichen

Straße ein Verbrechen ausgeführt worden, ziehen sich meist alle Vorübergehenden zurück, um nicht als Zeugen zu erscheinen, und in dieser Angelegenheit vor das Tribunal citirt zu werden. Am schlimmsten ist es freilich, wenn das Herankommen der Sicherheitspolizei abgewartet wird. Denn die Schaarwachen nehmen ohne Unterschied Alle mit, welche sie bei dieser Gelegenheit auf dem Platze finden, und die Banditen, alle Zeugen und der, an dem das Verbrechen begangen worden, müssen ihnen sogleich in das Gefängniß folgen. In der letzten Zeit, unter der neuen Regierung Franz II., begann es in den abgelegenen Straßen Neapels wieder von Raubanfällen aller Art zu wimmeln. Die Regierung hat deshalb eine Menge von Polizeisoldaten beordert, die zur Abendzeit und bei Nacht sich in den vielen engen Gäßchen, und an wenig bevölkerten Gegenden der Stadt aufstellen müssen, um die Räuber, Mörder und Banditen zu verscheuchen. Dies ist die Residenz des Königs von Neapel, in der Keiner dem Andern vertrauen und sich ihm hingeben darf, und in der freilich die erste Sünde von der Regierung ausgeht, woraus aber alle anderen Sünden folgen, und zuletzt der König der Figaro aller Barbiere ist, der Alle

foppt, benachtheiligt, übervortheilt und seinen Gewinn aus ihnen herausschlägt.

Da die Regierung eine solche ist, der alle sittlichen Grundlagen zu ihrer Kräftigung abgehen, so machen ihr auch große Räuber, die ihr in einer gewissen Eigenmacht gegenüberstehen, sehr viel zu schaffen, und es wird ihr schwer, derselben Herr zu werden. So ist es ihr mit dem bekannten Räuberhauptmann Parameno ergangen, der jetzt ganz friedlich auf Ischia lebt, früher aber eine große Sorge der Regierung war, und alle Landstraßen und Häuser im ganzen Königreich beunruhigte, denn Parameno leitete nicht nur viele große und verwegene Diebstähle, sondern er hat auch vielen namhaften Personen eigenhändig den Kopf abgeschlagen. Es war der neapolitanischen Regierung niemals gelungen, ihn einzufangen, oder seiner mit Gewalt habhaft zu werden, und es blieb ihr einem solchen Mann gegenüber nichts Anderes übrig, als sich mit ihm zu arrangiren, was sie nicht anders zu machen wußte, als daß sie den Parameno mit einem Gehalt von 45 neapolitanischen Ducati monatlich pensionirte und ihm seinen Sitz auf der schönen Zauberinsel Ischia anwies. Der fürchterliche Räuber lebt seitdem dort als Rentier, und bildet den Gegenstand einer gewissen

unheimlichen Aufmerksamkeit bei seinen Nachbaren, unter denen er wohnt. Die liebenswürdigen Leute von Ischia verkehren natürlich schon aus Furcht mit ihm und halten den Herrn Nachbar in Ehren, aus dem doch leicht der pensionnirte Wolf wieder gegen sie hervorbrechen könnte. Aber die italienischen Bevölkerungen, in denen stets eine gewisse Hochachtung vor dem Räuberhandwerk lebte, thun gewiß Alles, um ihm eine ausgezeichnete Stelle in ihrer Gesellschaft zu überlassen, denn ein Mann, der für eine erbärmliche Pension von 45 Ducati monatlich das interessante und einträgliche Räuberhandwerk im Stich lassen kann, muß doch ein sehr zur Tugend geneigter Ehrenmann sein.

In Neapel ist der Unterschied zwischen ehrlichen Leuten und Räubern überhaupt nicht so scharf und fest zu ziehen, als in andern civilisirten Ländern Europa's. Es herrscht in dem Verkehr zwischen beiden oft eine gewisse Gemüthlichkeit, die man nicht ohne Bewunderung betrachten kann, wenn man zu Zeiten in den Straßen von Neapel einem Trupp von Galeerensclaven begegnet, die, ein Pfeifchen im Munde und ganz behaglich rauchend, in Begleitung ihrer Sergeants spazieren gehen, und mit vergnügten Gesichtern die Almosen einsammeln, die ihnen von den Vorübergehenden

zugeworfen werden. Haben sie, was nicht schwer zu halten scheint, einige Carlini zusammengebracht, so wird vor einem der Volkscafés Halt gemacht, und die Galeerensclaven bewirthen ihre Aufseher, und einige Freunde der Straße, die sich ihnen zugesellt haben, mit einem höchst splendiden Café oder mit dem herrlichsten Eiswasser (Acquajuolo), über dem Citronen oder Orangen in Fülle ausgedrückt sind. Eine unendliche Lustigkeit entwickelt sich dann unter dieser Schaar, und die Verbrecher toben mit den Tugendhaften und mit den Sicherheitswächtern um die Wette ihren Humor aus. Der lärmende Zug erstreckt sich oft viele Straßen weit, denn sind nach Berichtigung der Zeche noch einige Grani übrig geblieben, so hält man wieder beim nächsten Maccaroni-Koch still und leert mit den Fingern einige Schüsseln dieser delicaten Volksspeise, der kein Neapolitaner zu widerstehen vermag. Warum sollten auch in diesem wunderlichen und barocken Lebensgetümmel nicht Verbrecher und Tugendhafte, Gefangene und Schergen ganz gemüthlich und gleichberechtigt mit einander verkehren? Der Verbrecher selbst ist nur darin im Nachtheil, daß man ihm das Kostüm des Uebelthäters angezogen hat, aber dies hindert ihn keinen Augenblick an seiner guten sorglosen Laune,

noch bringt es ihn um die Achtung seines ehemaligen Kameraden, des schelmischen Biedermanns, der dann erst Aussicht hat, unzerrissene Beinkleider zu bekommen, wenn man ihn auch eines Tages in die ihm nicht entgehende Tracht eines Galeerensklaven wird hinüberschlüpfen lassen. Diese neapolitanische Lumpenwirthschaft ist ohne Gleichen, es ist ein unaufhörlicher, ausgelassener Carneval, in dem alle Interessen, Ehren und Würden sich auf den Kopf stellen, durch die Gewalt der Frazze sich alle Unterschiede ausgleichen, und man nur zu singen, zu trällern, Grimassen zu schneiden oder müßig im Schatten einer Gosse oder eines mit Orangenschaalen bestreuten Schmutzwinkels zu liegen braucht, um sich als Herrn von Neapel und von der ganzen Welt, und als unumschränkten Beherrscher im Reiche aller Lust und aller Genüsse zu empfinden.

Dieser Strom von Tollheit und Unverschämtheit, in den man oft auf den Straßen Neapels mitten hineinrudert, ist für den Fremden in der Regel ebenso ergötzlich als beschwerlich. Man darf aber nicht mit übler Laune kommen, sondern muß herzlich aufgelegt sein, jede Fopperei, jede närrische Zudringlichkeit, jeden Versuch, uns als dummen Teufel zu behandeln und zu prellen, als einen humoristischen Charakterzug, nicht

aber als einen speciell gegen uns selbst gerichteten Angriff zu betrachten. Zu Aerger und Verstimmung scheint doch zuweilen einige Ursache sich darbieten zu wollen, denn schon wie die Fiacres den Fremden einzufangen suchen, erscheint vielen als eine unangenehme Zudringlichkeit. Zwei bis drei Fiacres machen gewöhnlich Jagd auf uns, wenn sie uns aus unserem Gasthofe auf der Santa Lucia herauskommen und den Weg nach der Toledostraße hin einschlagen sehen. Sie biegen erst aus der Reihe der übrigen Fuhrwerke heraus und folgen uns emsig, indem sie bald langsam neben uns herfahren, bald uns um einige Schritte voraus sind, immer erwartend, daß wir sie rufen und bei ihnen einsteigen sollen. Die Kutscher sehen sich mit einer fast sentimentalen Kopfhaltung nach uns um, und scheinen uns inbrünstig zu locken, und selbst die Pferde gehen, uns zu Gefallen, koketter als sonst, auch sie glauben uns durch ihr lustiges und strammes Aussehen doch noch zum Einsteigen bewegen zu können. Zuweilen gesellte sich auch noch ein dritter und vierter Fiacre hinzu, und wir waren völlig von Fuhrwerken umfahren und in die Mitte genommen, die mit einer merkwürdigen Geschicklichkeit neben und hinter uns hin und her lenkten und uns umbogen. Sobald sie aber unsere

Abneigung hinlänglich erkannt hatten, heut nicht zu fahren, sondern uns dem Heil unserer Füße zu überlassen, stoben sie alle blitzschnell und mit einem lauten und tobenden Gelächter auseinander. Sie schimpften aber zugleich ohne alle Scheu über die einfältigen stranieri, welche eine ihnen so bequem dargebotene Gelegenheit nicht benutzten.

Die neapolitanischen Fiacrekutscher sind sonst Leute, welche sich, wie die Lazzaroni, zu civilisiren anfangen, und auf diesen Weg führt sie sogar die Polizei, welche so eben erst eine Verordnung erlassen hat, die es allen diesen Kutschern zur Pflicht macht, sich nicht anders als im Frack mit ihren Einspännern auf der Straße sehen zu lassen. Die neue Regierung des jungen Königs Franz II. faßt die Reformen, nach denen man in ganz Neapel sich sehnt, zuerst von dieser greifbaren Seite bei den schmutzigen Rockschößen der Fiacrekutscher an, aber es scheint auch diesen Reformen nur sehr langsam und zögernd entsprochen zu werden. Man sieht hier noch immer dieselben zerlumpten Fiacrelenker wie früher, aber dafür sind sie auch hinsichtlich der großen Billigkeit ihrer Fahrpreise die Alten geblieben.

Bei Allem aber, was man in Neapel von uns will,



fordert und bittet, dieselbe Unverschämtheit, derselbe Trotz, mit dem selbst jeder Bettler unbestreitbare Rechte geltend zu machen scheint. Denn selbst jedes Almosen wird von den uns überall umdrängenden Bettlerschaaren mit einem hitzigen Ungestüm eingefordert, als wenn dieser Bettler eigentlich nur unser Gläubiger wäre, und jede Gabe, die man, oft weil man in der That gar nicht anders kann, verabreicht hat, führt nur immer neue Bettler herbei, die mit verdoppelter Wuth hervorschießen, und uns ihre ekelhaftesten Gebrechen zum Anfühlen hinreichen, um sich für noch hülfsbedürftiger zu erklären, als ihr Vordermann, der etwas bekommen hat. Die wahrhaft diabolischen Gesichter dieser Leute, die beim ersten Anblick oft nur ganz harmlose Puppenspielteufel zu sein scheinen, könnten vielleicht ergötzen, wenn sie nicht zugleich für den, der diese räthselhaften und erstaunlichen Frazzen näher und genauer anblickt, etwas Furchterregendes hätten und ihn wähnen ließen, daß er es plötzlich mit allen Dämonen der Hölle zu thun bekommen habe. Man ist aber immer zwischen Lachlust und Entsetzen getheilt, wo man sich mit der grenzenlosen Unverschämtheit und Ehrlosigkeit der niederen Klassen Neapels begegnet. Zuweilen wirkt die Ueberraschung komisch, wenn plötzlich Trinkgelder für angeblich

geleistete Dienste gefordert werden, von Personen, die man niemals gesehen und denen man gar keine Gelegenheit dazu gegeben haben kann. Die Forderung wird aber mit solcher Bestimmtheit und Heftigkeit geltend gemacht, Bitten, Betheuerungen und Flüche wechseln, und der Unbekannte gebärdet sich theils so sehr beschädigt und übervortheilt, theils geräth er mit seinen Ausdrücken und Gebärden in eine so rasende Aufregung, daß man sich zuletzt gern entschließt, ihn lieber zu belohnen, als sein Schuldner zu bleiben. Eben so nahe liegt aber auch, daß bei solchen Gelegenheiten die widerwärtigsten Straßenscenen entstehen, zu deren Mittelpunkt sich der Fremde gemacht sieht, und ein ganzer Haufe von Gaunern fährt tobend und verwünschend auf ihn ein, wenn er nicht sogleich seine Börse zieht, um zu zahlen. Was ihm aber auch geschehen mag, auf den Schutz der Polizei wird er am wenigsten rechnen dürfen, und vielmehr kann er jedesmal froh sein, wenn ihn die neapolitanische Polizei nicht zu retten unternimmt. Denn das Princip dieses Gouvernements geht eigentlich dahin, dem Fremden den Aufenthalt in Neapel so schwer und widerwärtig als irgend möglich zu machen. Da man den Angehörigen anderer Staaten den Eintritt nicht verweigern kann, ohne dadurch eine

schlimme Gegenseitigkeit hervorzurufen, welche zuletzt jeden Neapolitaner von dem Besuch anderer Länder ausschließen müßte, so ist man von oben her wenigstens zufrieden, wenn Neapel den Fremden gar nicht gefällt, und demselben darin so viel Unannehmlichkeiten, ja Gefahren, als möglich bereitet werden. Ein tyrannischer Musterstaat muß sich auch abgeschlossen halten, damit keine fremden Anschauungen in seinen eigenthümlichen Organismus eindringen, denn nur wenn er fest und unberührt in sich selbst bleibt, mitten in seiner eigensten und innersten Verderbniß, glaubt er sich eine selbstständige Dauer versprechen zu können. Die neapolitanische Polizei forscht daher nicht leicht einer Mordthat nach, und wäre sie unter den auffallendsten und beunruhigendsten Umständen vollbracht worden, sobald es sich um nichts Anderes als um das Leben eines Fremden dabei handelt.

Wenn man in Neapel, inmitten des tollsten Straßengetümmels, sich der Zudringlichkeit der Bettler und Gauner nicht zu entledigen vermag, sondern, je mehr man sie mit Worten abweist, nur um so unabläßigere und frechere Schaaren hinter sich herzieht, so lernt man bald aus Noth den eigenthümlichen Kunstgriff, dessen es hier wie in ganz Italien bedarf, um solche Gestalten

zu bannen und aus seinen Wegen zu scheuchen. Das Geheimniß besteht darin, nicht mit derartigen Leuten zu sprechen, sondern sich lediglich auf den Gebrauch der Gebärdensprache mit ihnen zurückzuziehen. Es giebt dabei eine nationale Pantomime, die niemals ihres Zieles verfehlt, denn wenn man den Kopf stolz und abweisend in die Höhe wirft, und sich zu gleicher Zeit mit der Hand unter dem Kinn emporfährt, so ist dies die stärkste Verneinung, die man nur auszudrücken vermag. Mit Worten ist jedenfalls in Italien keine entschiedenere Verneinung geltend zu machen, gegen Worte lassen sich noch Betheuerungen und Vorstellungen aller Art denken, aber wer mit dieser höchst drastischen Mimik spricht, giebt damit zu erkennen, daß es ihm auf's Aeußerste Ernst ist, und kein Bettler wagt auch nur um einen Schritt weiter zu folgen, wenn man ihm diese Grimasse mit allem darin liegenden Ausdruck geboten hat. Es gehört freilich die ungeheure Begabung des Italieners für die Mimik dazu, um mit diesem Zeichen so wirkungsvoll und überwältigend zu sprechen. Der Italiener, und namentlich der Neapolitaner, übt sich den ganzen Tag im Gesichterschneiden und Ziehen und Strecken aller seiner Glieder; seine unaufhörlichen elektrischen Hand- und Fingerbewegungen, die mehr

oder weniger dramatische Stellung, in der er sich jeden Augenblick befindet, sein beständiges Singen, Schreien, Lachen und Raisonniren, machen ihn zu einem der beweglichsten und ausdrucksvollsten Wesen der Natur, und geben ihm eine hinreißende Naturmimik, wie sie ihm kein Schauspieler so leicht nachzumachen vermag.

Es ist seltsam, daß die antiken Lebensmanieren auch hier noch mitspielen. Jene Verneinung, welche durch die Gebärde so stark in's Gewicht fällt, ist eine wesentlich antike, denn die Alten gaben es stets durch das Fahren des Kopfes in die Höhe zu erkennen, wenn sie sich mit einer Sache nicht einverstehen wollten. Eine moderne Zuthat scheint es zu sein, wenn diese Negation dadurch verstärkt wird, daß man sich mit einwärts gekrümmten Fingern von unten nach auswärts über das Kinn fährt, was entweder nur einmal geschieht, oder auch mit größerem Nachdruck zum zweiten Mal wiederholt wird. Im Besitz solcher Mimik ist nur der Einheimische, und der Gauner zieht sich um so leichter davor zurück, weil er dann irre wird und nicht mehr glaubt, daß er es mit einem Fremden zu thun habe.

Die antiken Manieren der heutigen Italiener sieht man besonders in Rom und Neapel auf die blühendste Weise fortleben. So hat sich auch noch der eigenthüm-

liche Gruß erhalten, den man besonders zu einer noch in der Ferne befindlichen Person gebraucht, indem man, was besonders die Neapolitaner mit großer Anmuth ausführen, die Hand blos gegen sich selbst, gegen Gesicht und Hals hin, bewegt. Die Art dieses Grußes wurde bei den Alten ohne Zweifel durch den Gebrauch der Toga bedingt, und hat sich auch ohne dieselbe mit einer großen Anmuth forterhalten, die mit der graciösen Leichtigkeit zugleich Charakter und Würde ausdrückt. Viele andere solcher Zeichen, die sich auf Gewohnheiten und Anklänge aus der antiken Lebenszeit zurückführen lassen, umspinnen den Neapolitaner gewissermaßen vom Kopf bis zur Zehe, oder er erzeugt dieselben, ein pantomimischer Dämon, unaufhörlich neu aus sich selbst und aus jeder Veranlassung, die seine Leidenschaften, seine Bedürfnisse, seine Habsucht in Bewegung setzt. Der eigentliche Zauberstab, dessen er sich dabei bedient, sind seine Hände. Das Spiel zwischen Daumen und Zeigefinger, wie er dieselben ausstreckt oder ineinanderhängt, oder auch nach dem Gesicht und dem Munde führt, schließen oft eine ganze Welt von Begriffen und Absichten in sich. Aber man muß vollkommen eingeschult sein in diesem System, um sowohl die heitere und freundliche, als auch die unangenehme und belei-

digende Bedeutung dieser auf Alles anbeißenden Mienen und Gebärden zu verstehen. Die Schimpfworte, welche man in Neapel blos durch die Mimik davontragen kann, sind unzählige. Der Neapolitaner nennt Jeden, den er dieser Ehrentitel für würdig hält, Schelm, Spitzbube, Esel, Dummkopf, und er braucht dazu keinen weiteren Aufwand von Zeichen, als daß er sich mit dem Zeigefinger den Augenwinkel herunterfährt, oder daß er sich am Hals unter sein eigenes Hemde greift, oder mit einem unvergleichlichen Mienenspiel sich den Daumen an's Ohr legt und davon seine Hand in größter Ausdehnung der Finger wie ein recht großes Eselsohr abstehen läßt. Man kann sich von dieser Symbolik verspottet, verachtet und verwünscht sehen, ohne daß man sie zur Rechenschaft ziehen dürfte, und blos für Geld, womit man beim Neapolitaner Alles vermag, kann man in einem Augenblick jedes Zeichen in das entgegengesetzte verwandeln. Für einige Grani klappt dann die ganze Maschinerie wieder um, und spielt sich in ganz anderen Läufen und Kunstgriffen ab.

Eine Stadt wie Neapel, die jedenfalls die geräuschvollste unter allen europäischen Hauptstädten ist, muß die Ausbildung der Gebärden- und Grimassensprache sehr begünstigen. Der Neapolitaner macht bei Allem,

was er treibt, einen ganz unvernünftigen Höllenlärm; bei allen Gelegenheiten schreit er, als wenn er am Spieße stäke, und er darf sich nur mit einigen seiner Kameraden im besten Sinne unterhalten, so scheint es ein Scandal zu sein, bei dem das Leben auf dem Spiele steht. Zwei oder drei Fische, die sich ein alter verwitterter Marinaro am Hafen eingefangen, und die er in einem Topfscherben vor sich auf der Straße stehen hat, genügen, um ihn diese geringe Waare so unaufhörlich und so fürchterlich ausschreien zu lassen, daß die ganze Straße herunter Niemand mehr etwas Anderes hört, und der mörderliche Kaufmann wie der böse Feind hinter der ganzen Bevölkerung her zu toben scheint. Um sich unter dem Lärm der neapolitanischen Straßen etwas sagen zu können, ist die keines Lautes bedürfende Gebärdensprache schon fast eine Nothwendigkeit. Man denke sich einen Neapolitaner, einen geborenen Schreiteufel, der vor Lebendigkeit fast platzt, und dieser Mann ist in der Lage, daß er einem Kameraden, mit dem er zu thun hat, oder einem Fremden, der ihm eben für eine geleistete Commission zu wenig Trinkgeld gab, einige sehr dringende und unaufschiebbare Vorstellungen zu machen hat. Der rasende Straßenlärm um ihn her ist aber so groß, daß er, selbst wenn er sich zerreißen

wollte, sich doch nicht auf der Stelle hörbar zu machen vermöchte. Er müßte in diesem Moment zu Grunde gehen, wenn nicht Gebärden und Grimassen vorhanden wären, durch welche er sich hinlänglich verständlich und geltend machen kann. Welcher Ausrufer, welcher rasselnde Wagen, welcher singende und lachende Lazzarone kann ihn aber wohl hindern, mit Daumen, Zeigefinger, Augenbrauen, der Fläche seiner Hände, oder der geballten Faust zu sprechen? Der Neapolitaner müßte oft den glücklichsten Moment verpassen, wenn er nicht verstände, mit Zeichen zu reden und mit seinen stummen Gebärden Alles, ohne Unterschied Alles zu sagen.

Die Armuth und Noth der unteren Klassen in Neapel ist aber fast ebenso groß und schneidend, wie der nationale Galgenhumor, den sie mit ihren grotesken Gestalten und Gebärden ausüben. Das Elend dieser Bevölkerung ist das schreiendste, das man in einer großen Hauptstadt sehen kann, und es wird durch eigenthümliche Elemente erhöht, die sich unaufhörlich in seine Mitte hineinsetzen und das Proletariat täglich mehren. Dies sind die vielen unehelichen Kinder der Geistlichen, die in Neapel gewöhnlich muli genannt werden, und diesen allgemeinen, eigentlich schimpfwörtlichen Ausdruck, der von Kindern einer gewissen fehlerhaften Abstammung

gebraucht wird, vorzugsweise auf diejenigen Sprößlinge anwenden lassen, welche den Geistlichen bei ihren geheimen und segensvollen Berührungen mit der Bevölkerung unversehens entschlüpft sind. Es entsteht dadurch eine sehr hülflose Klasse von Menschen, die von ihren Angehörigen stets verleugnet und in dem tiefsten Schmutz der Gesellschaft umhergestoßen werden. Diese Unglücklichen sagen selbst: siamo muli, wenn sie, bleiche Schattenbilder des Elends, mit gerungenen Händen um eine Gabe flehen, und zur rechten Einschärfung ihres Elends diesen unendlich pittoresken Ausdruck gebrauchen.

V.

Die neue Schreckenswirthschaft in Neapel und die neapolitanische Politik.

König Ferdinand II., der Lazzaroni-König, hatte an der ekelhaftesten Krankheit, die ihn fast bei lebendigem Leibe in Eiter und Geschwüren sich auflösen ließ, das Zeitliche gesegnet. Das Gelüste, allein zu regieren, das nur im Verhältniß zur Kirche einige gute Folgen hatte, verdarb bald die wenigen guten Eigenschaften, mit denen er noch zur Regierung gekommen war. Von jedem Antheil an seiner Regierung, von jedem Verständniß für die eigentlichen Absichten und letzten Zwecke derselben, hielt er aber nicht nur sein Volk, das er stets haßte und fürchtete, sondern gleichmäßig auch seinen ältesten Sohn, den er nicht liebte, entfernt.

Unter diesen beständig zurückstoßenden und verdumpfenden Einflüssen war der junge König Franz II., der am 22. Mai 1859 auf dem Thron Neapels folgte,

nicht wie ein berechtigter Kronprinz, sondern wie ein Ueberlästiger, den man am liebsten verborgen gehalten hätte, erzogen worden. Man ließ ihn so wenig als möglich vor dem Volke sehen. Fast nie erschien er zu Pferde, im stattlichen prinzlichen Aufzuge, von einem Adjutanten begleitet, wie es dem Thronfolger Neapels zugekommen wäre. Ebenso wenig durfte er zu Fuß in den lustigen Straßen Neapels und in der Umgegend umherschweifen, wie es seine anderen Brüder, die Prinzen aus der zweiten Ehe des Königs mit der Oesterreicherin Maria Theresia, so häufig thaten, daß sie, nächst den Priestern, unter die größten Pflastertreter und Straßen-Aventuriers von Neapel gerechnet werden konnten.

Man schien den jungen Kronprinzen nach einem überlegten Plan nicht wie den Sohn eines Königs, sondern wie den Novizen eines Mönchsklosters erziehen zu wollen. Die Königin war von Anfang an die Haupttriebfeder dieses Erziehungs-Systems gewesen, und soll stets den Plan gehabt haben, ihren Stiefsohn von der Thronfolge auszuschließen und dagegen ihren eigenen erstgeborenen Sohn, den Grafen von Trani, zugleich mit der österreichischen Politik auf den Thron Neapels zu setzen. Gewissen englischen Blättern zufolge, die freilich nach der Parole Louis Napoleons zu

arbeiten pflegen, hat dieser Plan bei der Königin von Neapel bestanden und sie soll denselben noch am Sterbebett König Ferdinand's II., zu verwirklichen gestrebt haben. Aber alle diese Absichten scheiterten an den Verhältnissen, an denen jeder Widerstand, die rechtmäßige Thronfolge zu verändern, sich brach.

Der junge König Franz II. hatte schon als Herzog von Calabrien, obwohl unscheinbar hinträumend und wie ein Unberechtigter in den Hintergrund geschoben, eine starke und angesehene Partei hinter sich, zu welcher der ganze unzufriedene Adel des Landes gehörte. Die Aristokratie, gegen welche König Ferdinand II. stets eine sichtliche Abneigung gezeigt hatte, war durch diese gegenseitig gewordene Antipathie in die politische Opposition hineingetrieben worden, und hatte ihr Programm auf die Wiederherstellung der vom Könige schmählich zu Grunde gerichteten Constitution von 1848 gerichtet. Die aristokratische Partei war in Neapel zugleich die constitutionnelle geworden; es war auch das in jeder Aristokratie, namentlich aber in der italienischen, stecken gebliebene Souverainetätsgelüste, das sich in dem constitutionnellen Regiment am besten befriedigen zu können glaubte. Einige ehrgeizige und einflußreiche Advocaten waren die leitenden Chefs dieser Partei geworden, die

ihre Hoffnungen an den jungen Herzog von Calabrien angelehnt und jedenfalls schon lange geheime Anknüpfungen an ihn versucht hatten. Man sah ihn für die Brücke an, um durch ihn wieder zur Constitution zu gelangen. Man wollte ihn zur Gewalt bringen, und darauf eine Regierungsveränderung gründen, durch welche die unerträglich gewordene Lage des Landes sich nun entscheiden würde. Es sollte durch den mächtig und mit allen Mitteln arbeitenden Einfluß dieser Partei die Situation so gedrängt werden, daß der König, in eine unhaltbare Lage verwickelt, sich endlich zur Abdankung von seiner Krone zu Gunsten seines Thronerben entschließen würde. Die unheilvolle Richtung, welche die innere und äußere Politik König Ferdinand's genommen, seine schweren Verwickelungen mit den europäischen Großmächten, besonders mit England und Frankreich, die aus verschiedenen Anlässen dem neapolitanischen König schon fast das Messer an die Kehle gesetzt und eine Reform seiner zum Scandal gewordenen Regierung unter beleidigenden Drohungen ihm abverlangt hatten, Alles dies war nicht geschehen, ohne daß jene Oppositionspartei mit ihren weitreichenden Einflüssen und Verbindungen darauf gewirkt hätte.

Diese Partei hatte ohne Zweifel ihre geheimen Ver-

bindungen mit dem Auslande kräftig zu benutzen und einzusetzen verstanden, um die auswärtigen Verlegenheiten der neapolitanischen Politik auf's Aeußerste zu steigern und ihren Schimpf so zu mehren, daß daraus im Innern die längst erstrebte Katastrophe eintreten sollte. Wenn einst die Geschichte Neapels in diesem Zeitraum aus ächten und unverfälschten Quellen zu schöpfen sein wird, so dürfte sich zeigen, daß die englisch-französischen Einwirkungen schon dicht am Thron Ferdinands II. standen und bis in die Mitte seiner Königsgemächer hinein durch mehrere bedeutende Persönlichkeiten seines Hofes vertreten waren. Der Kampf zwischen den Westmächten und Oesterreich in Italien hatte eigentlich in Neapel zuerst begonnen, und war lange vorher, ehe er auf den Schlachtfeldern von Magenta und Solferino ausgefochten wurde, in den geheimen Parteibewegungen, die den König in seinem eigenen Schlosse umsponnen hielten, hervorgetreten.

König Ferdinand II. war das wesentlichste Werkzeug der österreichischen Politik in Italien gewesen. Sein Regiment in Neapel und die Herrschaft Oesterreichs in Italien standen auf denselben Säulen, und es war eigentlich von Hause aus beabsichtigt, daß sie miteinander stehen und fallen sollten. Durch die Con-

vention vom 29. April 1815, welche Oesterreich und die Regierung beider Sicilien miteinander abgeschlossen, hatte Oesterreich seine Herrschaft über Italien eigentlich in Neapel angetreten. Damals saß Ferdinand I. auf dem Thron Neapels. Es war dies ein Allianzvertrag zwischen beiden Mächten, der eigentlich zu dem Zweck abgeschlossen worden: „Den Friedenszustand und die innere und äußere Ruhe des Königreichs beider Sicilien und Italiens im Allgemeinen zu befestigen." Ein geheimer Artikel aber zu diesem Vertrage bestimmt: „daß Se. Majestät der König beider Sicilien keinerlei Aenderungen zulassen werde, die entweder mit den monarchischen Institutionen oder mit den von dem Kaiser von Oesterreich für das Innere seiner italienischen Provinzen angenommenen Grundsätzen unvereinbar wären."

Die österreichische Machtherrschaft suchte sich hier schon auf ganz gleichmäßigen Schwingen, und um so sicherer, über Italien auszustrecken. Wie Oesterreich in der Lombardei sein Regiment gesichert hatte, wie es auf Florenz mit allem Gewicht seiner Bayonnette und seiner Prinzipien sich niedergelassen, und mit Parma und Modena Verträge abgeschlossen, welche diese italienischen Staaten nur noch als kaiserlich königliche Filial-Institute bestehen ließen, so hatte es sich auch schon

seit 1815 tief und fest in den Staatsorganismus Neapels eingeklemmt und legte hier einen seiner Haupthebel, um die Geschicke Italiens einst ganz in seine Hand zu bekommen. Diese Politik, die bis in den heutigen Tag hinein die bedeutendsten Folgen gehabt, war von Kaiser Franz I. und Metternich mit weitberechneter Voraussicht gesponnen worden. Kaiser Franz und Metternich waren deshalb im Jahre 1819 selbst nach Neapel gereist, um zu sehen, ob Alles gut wäre, und Metternich war bei dieser Gelegenheit vom König Ferdinand zum Herzog von Portella mit reicher Schenkung ernannt worden. Neapel schien bestimmt, die Herrschaft Oesterreichs in Italien vorzugsweise zu tragen und in die Mitte der Nation hinüberzuführen, und nur der Tod König Ferdinand's II. im Mai 1859 konnte Ursache gewesen sein, daß Neapel, ohne sich weder um Oesterreich noch um den Papst zu kümmern, zuerst ganz und gar in neutraler Zurückgezogenheit die Anfänge des neuen italienischen Nationaldrama's beobachtete.

Es schien also in der That, als ob die Partei, welche in dem jungen Thronerben eine neue politische Aera Neapels gegeben glaubte, sich nicht getäuscht hätte. König Franz II. hatte als Kronprinz weder österreichische noch römische Sympathieen in sich empfangen können.

Das österreichische Element war ihm durch seine Stiefmutter, die Königin Maria Theresia, schon frühe als eine Schranke seiner eigenen persönlichen Entwickelung entgegengehalten worden, und den Clerus sah er mit seinem Einfluß stets zwischen ihm und seinem Vater stehen, das übele Verhältniß, das der Kronprinz am Hofe seines Vaters hatte, eher verschlimmernd, als zum Guten vermittelnd. Franz hatte zum Mönch erzogen werden sollen, aber nicht um seiner religiösen und kirchlichen Anlagen willen, sondern um ihn der Regierung abzugewinnen und in der Kirche verschwinden zu lassen. Schon dadurch erschien ihm die Kirche in einem trüben und zweideutigen Licht. Als zwölfjähriger Knabe hatte er den vor der Revolution fliehenden Papst gesehen, der, niedergeworfen und gedemüthigt von den Ereignissen, angstvoll und geächtet, im Königreich Neapel seine Zuflucht gefunden hatte. Dieses schwankende Bild der päpstlichen Herrlichkeit hatte dem jungen Prinzen keine großen Erinnerungen hinterlassen, und man konnte ihn, der so oft freisinnige und unabhängige Aeußerungen gethan, nicht zu denen zählen, welche Neapel wieder unter die Botmäßigkeit des römischen Stuhls stellen möchten, von der es sich schon frühe losgerungen.

Wer hätte freilich die Gesinnung des Prinzen bis

in ihre innersten Gründe hinein erforschen können. Er hatte das verschlossene und zurückhaltende Wesen aller durch den Zwang äußerer Umstände unterdrückten Persönlichkeiten, aber in einer stillen und zart besaiteten Natur schien er mehr zu verbergen, als er äußerlich ankündigte. In einem oppositionnellen Anschein stand er schon deshalb, weil König und Königin ihn auf sich selbst zurückgewiesen hatten. Auch die große Hingebung, mit welcher der Kronprinz an seinem Lehrer hing, einem alten fünfundachtzigjährigen Abate, schien für die Freisinnigkeit des jungen Franz d'Assis zu sprechen. Denn dieser Lehrer, der einer der aufgeklärtesten Mitglieder des neapolitanischen Clerus war, hatte ohne Zweifel im freiheitlichen Sinne das Gemüth des Prinzen an sich gezogen und dasselbe für eine bessere Zeit zu bilden gestrebt. Dafür sank er einst mitten in der Lehrstunde, an der Seite seines Zöglings, nieder, und hauchte, über den Arbeitstisch gelehnt, an dem er so viel Gutes lehrte, unter räthselhaften Zuckungen sein Leben aus. Seine geheimnißvolle Todesart soll nie erforscht worden sein. Der Verlust dieses alten Lehrers mag auf den Kronprinzen einen sehr schweren Eindruck gemacht haben. Er stand jetzt wirklich unter allen seinen Umgebungen allein und einsam da. Der alte Lehrer war

sein Trost, seine Familie, seine Geliebte, sein Alles gewesen. Vielleicht brachte dies einen Ruck in seinem Gemüth hervor, der nicht zu berechnen war. Seine Verschlossenheit blieb für alle Parteien undurchdringlich, aber daß er noch am Todestage seines Vaters den reactionnairen und österreichisch-päpstlichen Bestrebungen der Königin abgewandt war, konnte man daraus ersehen, daß die Königin noch die letzten Stunden Ferdinand's II. dazu benutzte, um von ihm ein Decret zur Ausschließung dieses Thronfolgers zu erwirken, wozu aber Ferdinand, selbst unter dem Beistand aller seiner Beichtväter, sich nicht entschließen konnte.

So war Franz II., unter den freudigen Erwartungen aller derer, die auf einen neuen Umschwung der Verhältnisse oder wenigstens auf Reformen in der Verwaltung hofften, auf den Thron Neapels gekommen, und der Antritt seiner Regierung charakterisirte sich sogleich dadurch, daß er die diplomatische Mißstellung, in der sich Neapel so lange nach Außen hin befunden, ruhen ließ und ein besseres Verhältniß namentlich zu England und Frankreich anzustreben schien. Unter Ferdinand II. hatte Neapel sich so isolirt, wie nur ein Tyrannenstaat sich zu isoliren vermag, der am liebsten einsam auf der ganzen Welt bliebe. Unter den modernen

Staaten aber ist die Isolirung immer zugleich ein Angriff, und England und Frankreich hatten die Haltung Neapels nicht nur als einen Angriff auf die Civilisation, was eine der wohlfeilsten Redensarten der heutigen Politik ist, sondern auch als eine Feindseligkeit gegen sie selbst, aufgefaßt. Es war schon so weit gekommen, daß der Golf von Neapel sich fast unter der Aufsicht eines englischen Kriegsschiffes befand. Die englische Regierung benutzte dazu mit einer gewissen Sophisterei die Bestimmung der neapolitanischen Regierung, daß fremde Kriegsschiffe, die neu ankommen, immer einige Zeit in der Bucht vor Anker liegen können. Jenes englische Kriegsschiff mußte daher beständig zwischen Malta und Neapel hin- und hersegeln, so daß es in Neapel immer für ein neu angekommenes Fahrzeug gelten konnte. Dadurch hatte es aber die Bedeutung eines Wachtschiffes für die neapolitanischen Verhältnisse bekommen, und es schien bereit zu stehen für den möglicher Weise jeden Augenblick eintretenden Fall, daß der längst beschlossene gewaltsame Druck auf die neapolitanische Regierung ausgeübt werden sollte.

Eine große Consequenz, die fast an Ehrlichkeit gränzte, hatte man dem König Ferdinand nicht absprechen können. Unbekümmert um alle diplomatischen Stellungen der

Mächte, und um die Prinzipien der ganzen Welt, regierte er sein Königreich, als wenn es oben im Monde läge und dort in seiner eigenen Schwerkraft unantastbar hinge. Wie er mit Frankreich und England, als dem Hort der neuen west-europäischen Cultur, gebrochen hatte, und wie er aus demselben Grunde auch gegen Piemont, als den neumodischen Eroberungsstaat, den liberalen Träger einer neuen nationalen Constituirung Italiens, sich feindlich aufstellte, so war er auch allen Anforderungen und Anerbietungen Rußlands mit derselben Offenheit gegenüber getreten. Als das russische Cabinet, in seinem räthselhaften Umhertasten an den Küsten Italiens, bei dem König von Neapel die Erlaubniß nachsuchte, auch in Brindisi, einem verfallenen Ort am adriatischen Meere in der neapolitanischen Provinz Terra di Otranto, wo es wieder einen versandeten Hafen ausspionirt hatte, eine Kohlenstation errichten zu dürfen, soll Ferdinand II. dem mit den Unterhandlungen beauftragten russischen Gesandten ganz offen und freimüthig Folgendes geantwortet haben: „Meine Verehrung und Freundschaft für den Kaiser Alexander ist nicht minder aufrichtig, als sie für den Kaiser Nicolaus war; was jedoch die jetzige Politik anbetrifft, so haben sich dabei bedeutende Unterschiede

ergeben. Eine Regierung, welche einem Staat, wie Piemont, den Hof macht, und gleichzeitig Neapel die Hand reichen kann, ist jetzt in ihren Tendenzen und Absichten eine gänzlich unklare. Beides läßt sich nicht vereinigen; eine Schiffsstation in Villafranca und eine Schiffsstation in Brindisi sind zwei im Princip und in den Voraussetzungen ganz verschiedene Dinge. Die Niederlassung Rußlands in Villafranca muß die Aufnahme Rußlands in Brindisi hindern."

So ließ sich Ferdinand II. gegen Rußland vernehmen, und obwohl er in einer gewissen Zeit, in seiner von Frankreich und England bedrohten Stellung, vielleicht Vortheile durch ein kluges Einvernehmen mit Rußland hätte erzielen können, so ließ er sich durch eine Reflexion dieser Art nicht bestimmen, sondern verfolgte mit einer merkwürdigen Unerschrockenheit den Weg, Neapel zu isoliren und es mitsammt seiner öden egoistischen Politik und seinen Maccaroni und allen seinen Herrlichkeiten unerreichbar oben in den Wolken zu betten.

Als sein Sohn Franz II., ein Jüngling von dreiundzwanzig Jahren, die Zügel dieser verhaßten Regierung in die Hand nahm, schien es einen Augenblick, als ob diese frische unbefleckte Jugend auf einem Thron,

der so viele Verbrecher und Uebelthäter gesehen, schon die Kraft einer Erneuerung und Veredelung ausüben wollte. Die politische Luft Neapels schien plötzlich reiner und heiterer geworden, man hielt den jungen König fast allgemein für einen Freund liberaler Reformen, man traute ihm die Absicht zu, eine neue constitutionnelle Verfassung für das Königreich der Sicilien zu geben. Auch ein freierer und besserer Verkehr mit den andern Nationen schien sich plötzlich wieder angebahnt zu haben. Seit langer Zeit hatte man nicht wieder so viel Franzosen und Engländer in Neapel gesehen, als in der ersten Zeit nach dem Regierungsantritt Franz II. Besonders waren es sehr viele vornehme, dem Hofe Louis Napoleons nahe stehende und ihm vertraute Persönlichkeiten, die sich plötzlich um den neuen König von Neapel zu sammeln begannen, und, wie es schien, ein neues freundschaftliches Verhältniß zwischen Frankreich und Neapel anzubahnen suchten. Der französische Gesandte in Rom, Herzog Grammont, und der Commandirende der französischen Occupationstruppen, General Goyon, erschienen zu wiederholten Malen an dem Hofe des jungen Monarchen in Neapel, und hatten intime Aufträge, die sie mit dem größten Eifer verfolgten.

Es verbreitete sich damals das in jenem Moment ungemein bedeutungsvolle Gerücht, daß Frankreich in sehr freundliche Beziehungen zur neapolitanischen Politik einzutreten anfange, und daß die letztere bald einen Umschlag erfahren werde, der den Abschluß eines bestimmten freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Frankreich und Neapel in nahe Aussicht treten lasse. Die, wie man vermuthete, guten constitutionnellen Gesinnungen des Königs Franz konnten es nicht sein, welche den Kaiser Louis Napoleon so sehr angelockt hatten, obwohl es ihm unter Umständen auf Kleinigkeiten solcher Art auch nicht angekommen wäre. Aber als der Krieg von 1859 seine größeren Dimensionen auf der italienischen Halbinsel anzunehmen begann und seinen ungeheuren Resultaten sich entgegendrängte, mußte die große Entscheidungskraft ins Gewicht fallen, welche Neapel in dieser Situation in seinen Händen hielt. Wenn es sich bald um die Existenz des Kirchenstaats in seinem bisherigen Länderbesitz, und vielleicht um die Existenz des Papstthums selbst handelte, so war allerdings kein anderer italienischer Staat so geeignet, wie Neapel, um durch eine rasche und zutreffende Heeresaufstellung einen Ausschlag zu Gunsten des Papstes und seiner bedrohten Provinzen hervorzurufen und die italienische



Frage einer Lösung im Interesse des Papstes und Oesterreichs entgegenzuführen. Es wäre daher von der größten Bedeutung gewesen, wenn Neapel, ungeachtet seiner eingewurzelten Abneigung gegen den Emporkömmling Piemont, für den französischen Plan eines freien Italiens hätte gewonnen werden können!

Zu Anfang schien es in der That, als ob der junge König Franz ganz geneigt gewesen wäre, sein Ohr den Franzosen und den Agenten Louis Napoleons zu leihen. Auf die Verwendung einflußreicher Personen, die an seinen Hof gekommen waren, entschloß er sich sogar zu Etwas, das ihn einen großen Kampf mit sich selbst gekostet haben soll. Er gab die politischen Gefangenen frei, die noch aus der Zeit des revolutionairen Obersten Pisacane in den Kerkern Neapels saßen, und über welche die amnestirende Hand seines Vaters noch hinweggegangen war. Daß Louis Napoleon sich durch seine Agenten gerade für diese Gefangenen verwenden ließ, konnte in einem sehr weiten Sinne gedeutet werden, denn seitdem das Programm des Kaisers der Franzosen sich über Italien zu entladen angefangen, waren die alten Führer und Kämpfer der italienischen Revolution überall wieder aus ihren Verstecken hervorgestiegen, und waren ohne

Bedenken in Reih' und Glied des neuen Kampfes eingeordnet worden. Louis Napoleon glaubte die italienische Frage nicht ohne Wiederanknüpfung an die früheren italienischen Revolutionen und deren Namen und Helden lösen zu können, und wie er in der Lombardei und Mittel-Italien den Händen Mazzini's und Garibaldi's die Organisation gewisser unberechnenbarer Volksschichten überlassen hatte, so glaubte er ohne Zweifel auch im südlichen Italien durch die Schaar Pisacane's einen neuen Saamen der Revolution ausstreuen zu können. Pisacane, dessen „politisches Testament" kürzlich unter seinen Papieren in Genua aufgefunden wurde*), und sein revolutionaires Vermächtniß an seine Zeitgenossen enthielt, war ein Revolutionnair von ungeheurer Tragweite; gleichgültig gegen alle Staatsformen und Verfassungen, wollte er nur den auf die Revolution und die Association gegründeten Socialismus, durch den er das Ziel, die Einheit Italiens, einzig und allein für erreichbar hielt. Die Kerker Neapels schlossen seit lange einige der bedeutendsten Anhänger und Zöglinge Pisacane's in sich, und die Rückkehr dieser allergefährlichsten Soldaten der Revo-

---

*) Mitgetheilt im Journal des Débats. Juli 1859.

lution in die Mitte des Lebens schien ein Wagstück, wenn man nicht geradezu beabsichtigte, durch die Revolutionnirung Neapels, die in dem „politischen Testament" des Obersten Pisacane den eigentlichen Knotenpunct seiner Theorie bildete, das letzte und entscheidende Stadium der italienischen Frage herbeizuführen.

König Franz II. war orientirt genug über die Lage der Dinge in Italien, als daß er nicht einen angestrebten Wendepunct dieser Art sogleich hätte begreifen sollen. Aber so sehr schien ihm zu Anfang an einem guten Einvernehmen mit Frankreich gelegen, daß er endlich, nach langem Widerstreben, jenen Anforderungen nachgab, und sehr gefährliche Leute frei in das Land entließ. Vielleicht dachte er durch eine treue und ehrliche Verfassung, welche die Constitutionellen von ihm erwarteten, dem Lande jeden ferneren Impuls zu einer Revolution am besten benehmen zu können. Aber die unberechnenbaren Fortschritte der französisch-piemontesischen Waffen in Italien und der abenteuerliche Friedensschluß von Villafranca, wodurch die italienische Revolution eine neue Stellung zur Nation erhielt und das bedeutendste Element bei der neuen Constituirung Italiens wurde, schienen plötzlich einen unwiderstehlichen Einfluß auf sein Gemüth hervorgebracht zu haben,

oder die Camarilla hatte jenen Moment geschickt ersehen, um dem jungen Monarchen Furcht einzuflößen und seines schwankenden Gemüths sich zu bemächtigen. Jedenfalls ist seit dem Friedensschluß von Villafranca, der die alten Gesetze in der Staatenexistenz Italiens veränderte und die Nation auf sich selbst zu stellen anfing, der verhängnißvolle Umschlag in dem König von Neapel erfolgt, und die Ereignisse begannen ihn gegen seine eigene Neigung fortzureißen. Es stand im Cabinet des Königs fest, daß Neapel, wenn ein Congreß zur Entscheidung über die Geschicke Italiens zu Stande gekommen wäre, nimmermehr seine Bereitwilligkeit zum Eintritt in eine italienische Conföderation erklären würde, die zuerst als ein lächerlicher Schatten durch die Gedanken Louis Napoleons geflogen war. Darüber mochte sich der junge König wohl klar geworden sein, und darin befand er sich jedenfalls schon mit der verwitweten Königin Mutter und der Camarilla, an deren Spitze diese energische und entschlossene Frau stand, in einiger Uebereinstimmung. Aber ungeachtet der peinigenden Unsicherheit, in welche König Franz gerathen war, sträubte er sich doch noch immer, das eigentliche Programm der Camarilla zu dem seinigen zu machen. Denn die Königin Mutter, die mit großer Consequenz

ihr unter der vorigen Regierung eingeleitetes System fortführte, verlangte nichts Geringeres, als eine Intervention Neapels zu Gunsten des Papstes. Mit der bedeutenden Geistesüberlegenheit, mit der sie dem um Vieles schwächeren und bereits geängstigten König gegenübertrat, bestürmte sie ihn, ein neapolitanisches Heer in den Kirchenstaat einrücken zu lassen, um dem so bedrohten heiligen Vater Schutz und Sicherheit zu bringen, und ihn aus den Händen der Revolution und aus dem über sein Haupt geworfenen Netz der diplomatischen Intrigue zu befreien.

Die Königin Maria Theresia, eine Tochter des verstorbenen Erzherzogs Karl von Oesterreich, verdankte ohne Zweifel ihren großen und außerordentlichen Geistesgaben den politischen Einfluß, welchen sie schon unter Ferdinand II. auf die Regierung und die Dinge in Neapel zu behaupten wußte. Obwohl unter ihrem heftigen Widerstand Franz II. auf den Thron Neapels gelangt war, so schien sie doch, der Macht ihrer Person vertrauend, es von vorn herein nicht aufgegeben zu haben, auch den ehemals von ihr Verfolgten, sobald die Gewalt in seine Hände übergegangen war, nunmehr ihrem Einfluß und ihren Absichten zu beugen. Der König wurde zu diesem Zweck in einem System von In-

triguen und Beeinflussungen eingesponnen, denen er bei seiner großen Jugend, bei seinem unschlüssigen und scheuen Charakter, und bei seinem Mangel an Menschenkenntniß, indem ihn seine Erziehung zu einem Fremdling in der Welt gemacht, unmöglich lange widerstehen konnte. Bald schien es sogar, als ob er schon ein gehorsames Werkzeug der Camarilla seiner Stiefmutter geworden wäre.

Die Königin hatte seit dem Tode ihres Gemahls einen engen Kreis von Parteigängern um sich gebildet, welche die Politik der Reaction nach allen Seiten hin vertraten, und ihren eigentlichen Schwerpunct nach Rom hin hatten, in dessen Schooß sie gewissermaßen das reuige Neapel, das der Abhängigkeit von Rom selbst unter seinen frömmsten Königen widerstrebt hatte, zurückführen wollten. Diese österreichisch-päpstliche Partei, deren Seele die verwittwete Königin von Neapel ist, zählt besonders drei Männer zu ihren Führern und Werkzeugen, welche in kirchlicher, politischer und militairischer Hinsicht eine äußerste reactionnaire Politik, wie sie kaum unter Ferdinand II. bestanden hatte, zu begründen und durchzuführen suchen.

In diesem verhängnißvollen Triumvirat nimmt der ehrwürdige Monsignore Gallo gewissermaßen die

erste Stelle ein. Dieser fromme Prälat, ein wahrhaft mönchischer Charakter, der sich den Staat nicht anders als nach der Ordnung eines Klosters regiert und verwaltet denken kann, war dem Herzen der verwittweten Königin seit langer Zeit besonders theuer. Der Monsignore Hallo war der Beichtvater, der Freund, der Gesellschafter und Rathgeber der Königin Marie Therese. Sie ließ sich in allen Stücken von ihm rathen, und er rieth der Königin nur das, was sie selbst wollte und was ihrem Sinn angemessen war. Jetzt mußte es darauf ankommen, den Stuhl des heiligen Petri in Rom und das zu ihm gehörende unveräußerliche Patrimonium zu schützen, zu bewahren und gegen die Pläne der Gottlosen, welche Frankreich und Piemont in's Werk setzten, siegreich zu behaupten. Die Intervention wurde daher das Stichwort der neuen Politik, welche aus den intimen Berathungen und Gebeten der Königin mit dem Monsignore Hallo hervorging: Intervention mit allen Streitkräften Neapels, wodurch die italienische Frage sowohl in sich selbst als auch den europäischen Mächten gegenüber allerdings eine andere Wendung gewinnen würde, welche auch auf die inneren Zustände Neapels wesentlich zurückwirken und dieselben im Geiste der Reaction verfestigen müßte.

16*



Der Militair dieser Camarilla ist der Oberst Latour, ein alter bramarbasirender Haudegen, der zugleich eine Art von komischer Figur im Kreise der Camarilla zu bilden scheint. Alle Franzosen zu Paaren zu treiben, oder in der großen Gallerie des Vatican Kopf für Kopf aufzuhängen, soll seine Lieblingsredensart sein, aber wenn er zu arg flucht und wettert, werden ihm auch von der Königin und Monsignore Hallo fromme Bußübungen zudictirt, die der alte Herr dann mit großer Gewissenhaftigkeit ableistet. Denn er ist nicht nur ein tüchtiger Corporal, sondern auch ein gehorsamer Sohn der Kirche, der jeder frommen Ordre pünktlich gehorcht. Der Oberst Latour bildet mit seiner Person und seinem Einfluß auf die Truppen das eigentliche Militair-Cabinet der Königin Mutter, wodurch das Cabinet des Königs und die in demselben gefaßten Beschlüsse nicht selten gekreuzt und in ihrer Ausführung gehindert werden sollen. Ein getreues Organ dieses heimlichen Militair-Cabinets soll der General Pianelli sein, der jetzt an der Spitze der activen Armee steht und durch den Einfluß der Königin zum Commando der Gränztruppen, welche gegen den Kirchenstaat hin sich aufstellen mußten, ernannt wurde. Diese Militairpersonen, über welche der Wille der Königin unbedingt gebieten kann, stehen

zugleich in einer Art von romantischer und ritterlicher Huldigung zur Person der Königin, die nicht minder als ihr energischer Geist, auf alle ihr Nahestehenden mit einem gewissen Zauber wirkt. Denn Maria Theresia, die erst in ihrem einundvierzigsten Jahre sich befindet, ist zugleich eine sehr bedeutende Persönlichkeit, die viel Eindruck macht und darum als Haupt der Camarilla um so weitergreifende Wirkungen verbreitet.

Das dritte Glied in dem Trifolium der heutigen neapolitanischen Camarilla ist Herr Ferdinand Troja, der schon in der letzten Zeit der Regierung Ferdinands II. Ministerpräsident war, und auch in dem heutigen Cabinet Franz II., das unter Filangieri zusammentrat, ein Portefeuille bekleidet. Er gilt für einen gewandten und intellectuellen Staatsmann, den eigentlichen politischen Kopf der Camarilla, und wäre auch zu brauchen, wenn die Reaction noch in die Lage kommen könnte, eine Verfassung zu machen, wozu Troja schon seit einiger Zeit ein von ihm ausgearbeitetes Schema, das freilich sehr nach dem Katechismus schmecken soll, in der Tasche mit sich herumträgt. Es versteht sich, daß auch Ferdinand Troja ein sehr päpstlich gesinnter Mann ist und über die Leiden des heiligen Vaters bittere Thränen vergießt.



Gefährlich wirkte dieser Staatsmann in der heutigen Situation Neapels besonders auch dadurch, daß er in seiner Person den geheimen Zusammenhang dargestellt, welchen die Camarilla mit dem Ministerium gewonnen. Mehr oder weniger scheinen alle Minister, welche in diesem Augenblick das Cabinet des Königs bilden, einer genauen und planmäßigen Verzweigung mit der Camarilla der Königin zu unterliegen, und es ist kein Zweifel, daß dabei manche Komödie gespielt wird, um die Blicke des jungen Königs zu verwirren, und ihn glauben zu machen, daß er sich in der Umgebung von Männern befinde, die ihm ihren Rath ganz unabhängig und blos im Interesse der Sache ertheilen. Namentlich will die liberale Partei dem (seitdem abgetretenen) Ministerpräsidenten General Filangieri, der schon unter Ferdinand II. das entsetzliche Cabinet bildete, beimessen, daß er stets ein falsches Spiel mit dem König getrieben, und nichts als ein vorgeschobener Strohmann und ein gehorsames Instrument der Camarilla gewesen sei, in deren Absichten er den König oft hineinführte, ohne daß dieser es merkte. Dagegen waren Troja und Murena*) stets die eigentlichen Führer des Wider-

*) Murena, früher Finanzminister, dann eine Zeit lang

standes gegen die Volkswünsche. Sie sind die Begründer des neuen Schreckenssystems, das in Neapel, unter einem jungen, noch unschuldigen König, und zum Theil wider Wissen und Willen desselben, aufgerichtet worden ist, und das jetzt den Terrorismus unter Ferdinand II. an Niederträchtigkeiten und Schrecklichkeiten aller Art fast überragt.

Dieser neue Terrorismus in Neapel, der dem König über den Kopf weggenommen worden ist, und in den man ihn auch allmählig mit seinen Leidenschaften und seiner Furcht hineinzuziehen sucht, geht aus der polizeilichen Musterwirthschaft hervor, welche die Camarilla der Königin in ihrem geheimen Zusammenwirken mit dem Ministerium eingerichtet hat. Dies System verrieth sich zuerst in den massenhaften Verhaftungen, die bei Tag und Nacht in Neapel vorgenommen werden und keine andere Ursache und keinen andern Zweck hatten, als ein räthselhaftes Entsetzen durch die Bevölkerung zu jagen. Um die ganze Hauptstadt durch den Schrecken zu lähmen und in die Bande einer unheim-

---

Professor an der Universität zu Neapel, dann zum Präsidenten des Zollausschusses und Vicepräsidenten der Consulta mit den Ehren und Einkünften eines Minister-Staatssecretairs ernannt.

lichen Angst zu schlagen, hat sich zu den Polizei-Dämonen, die überall geschäftig umherfliegen, noch das System der Denuncianten in einer fürchterlichen Ausdehnung gesellt. Keine Familie, keine Gesellschaft ist mehr vor ihren eigenen Mitgliedern sicher. Ueberall sind Spione und Denuncianten, die theils für Sold, theils um sich die Gunst der Machthaber zu erwerben, Alles, was sie sehen und nicht sehen, der in geheimen Regionen bestehenden Inquisition verrathen. In dieser Raserei der Schreckensherrschaft, welche sich plötzlich wieder auf ganz Neapel herabgelassen hat, traut Niemand dem besten Freunde mehr, den Kindern ist man beigekommen, um gegen ihre Eltern Etwas auszusagen, die Bedienten und Mägde treten als Angeber und Zeugen gegen ihre Herrschaften auf. Die vornehmsten Leute dienen diesem allverbreiteten Angeber-System, das in dem heutigen Neapel eine Höhe und eine Ausdehnung erreicht hat, wie kaum in den entartetsten Zeiten des alten Rom und unter den schmachvollsten und verderbtesten Zuständen der Imperatoren. Prinzen und Herzöge hält man für verdächtig, Spione zu sein, denn kein Mensch ist in dieser Lage der Dinge sicher, und darum giebt sich Jeder zu Allem her. Wenn der Herzog sich nicht besondere Verdienste bei der Cama-

rilla zu erwerben versteht, so stehen sein Leben, sein Vermögen, seine Freiheit ebenso leicht auf dem Spiel, als es dem unbedeutendsten Mann des Staates geschehen kann. Die Verhaftungen in gewissen Stadtvierteln, namentlich in den vornehmeren, und besonders in der Chiaja, sollen an manchen Abenden gegen hundert Personen auf einmal betroffen haben. Selbst die vornehmste Equipage, und wenn sie blos Damen aus dem Theater nach Hause führte, ist nicht sicher davor, plötzlich angehalten, und auf das Genaueste durchsucht zu werden. Die darin befindlichen Personen werden dann, gleichviel bei welcher Witterung, genöthigt, auszusteigen, und müssen sich auf offener Straße die beleidigendsten Untersuchungen ihrer Kleidungsstücke gefallen lassen. Nicht als ob bestimmte Verdachtsgründe gegen diese Personen vorlägen, geschieht dies Alles, sondern es ist in der Regel nur eine Polizei-Komödie, die eben des lieben Schreckens wegen gespielt wird. Eine Bevölkerung, der man das Gefühl der allgemeinen Unsicherheit wie ein alle Säfte durchdringendes Gift eingeflößt hat, wird zuletzt in sich selbst gebannt dastehen, und keine selbstständige Bewegung mehr zu machen im Stande sein. Seit einiger Zeit werden auch viele Priester verhaftet, die der Camarilla dadurch anstößig

und verdächtig geworden sind, daß sie sich, ungeachtet des ihnen von oben herab ertheilten Winkes, nicht entschließen konnten, auf ihren Kanzeln für die Intervention einzutreten und das Einrücken der neapolitanischen Truppen in den Kirchenstaat als eine heilige Pflicht Neapels zu predigen. Diese Priester, deren es in der That in der letzten Zeit mehrere in Neapel gegeben, haben sich dadurch einer Hinneigung zu Frankreich und Sardinien verdächtig gemacht, aber man begreift nicht, wie die Camarilla, welche in der unbedingten Autorität der Kirche ihr einziges Princip sieht, es unternehmen will, diese unabhängig gesinnten Priester zu strafen.

Fast ebenso schlimme Brutalitäten, als gegen die Neapolitaner selbst, werden seit einiger Zeit auch wieder gegen die Fremden geübt, und namentlich gegen die Engländer, die zu verletzen man sonst Seitens der neapolitanischen Regierung eine besondere Scheu trug. Bei dem brittischen Consulat und beim Ministerium in London ergingen darüber seit einiger Zeit die mannigfachsten Beschwerden. Einem Engländer waren seine sämmtlichen Briefe, die er in Neapel auf die Post gab, aufgebrochen und zuletzt ganz zurückbehalten worden. Er nahm deshalb einen eigenen Boten in seinen Dienst und sandte durch diesen

seine Briefe zu einem Bekannten, der auf dem französischen Dampfer Pausilippe abreiste, und der die Briefe unterwegs in den Briefkasten, welchen die Post auf jedem Dampfschiff hat, werfen sollte. „Aber auf dem Wege nach dem Hafen“ — heißt es in der von dem Engländer eingegebenen Beschwerdeschrift *) — „und gegenüber der Wache wurde mein Bote von einem Menschen angepackt, der sehr gut gekleidet war und einen langen Schnurrbart trug, und in befehlendem Tone ihm zurief: Du hast einen Brief von einem Engländer — gleich her damit! Der Mensch, der ohne Zweifel von der Polizei war, da kein Anderer es gewagt haben würde, am hellen Tage und vor den Augen einer zahlreichen Wachtmannschaft einen so empörenden Act zu begehen, durchsuchte meinen Boten ohne weitere Umstände, bemächtigte sich des Briefes, den er bei sich hatte, schlug ihn mit seinem Stock zu Boden, trat ihn mit den Füßen, und ließ ihn auf dem Pflaster in einem solchen Zustande liegen, daß ich ihm einen Aderlaß geben lassen mußte.“ Bald darauf wurde aber auch der unglückliche Bote des Engländers in das Gefängniß geworfen.

Nicht minder werden die Franzosen, die in Neapel verweilen, jetzt häufig Gegenstand der übelsten Behand-

*) Abgedruckt in den englischen Blättern.

lung, und die Anfechtung, die sie erleiden, kann mehr oder weniger den Intentionen einer gewissen Regierungspartei beigemessen werden. Wie wenig die Behörden dabei auf Abhülfe bedacht sind, zeigte sich bei einem kürzlich hier verhandelten Processe, der dadurch entstand, weil ein Franzose durch einen neapolitanischen Soldaten, einen Capitain der Infanterie, getödtet worden. Der Proceß wurde zwar, da das Ereigniß zu großes Aufsehen erregte, bei den neapolitanischen Gerichten aufgenommen, aber mit einer so außerordentlich zögernden Langsamkeit instruirt, daß darüber fast die rechte Zeit verging, um die Thatsache noch genau ermitteln und feststellen zu können. Man sah dabei die Absicht der Behörden durch, die Sache allmählig verschwinden zu lassen. Seitdem sind mehrere Male Franzosen bei hellem Tage von neapolitanischen Soldaten angefallen und mehr oder weniger schlimm mißhandelt worden. Die Camarilla soll dafür zum Theil Belohnungen ausgesetzt haben, denn dem König Verlegenheiten zu erwecken, ihn mit allen auswärtigen Mächten zu entzweien, und ihm besonders Verwickelungen mit England und Frankreich auf den Hals zu werfen, lag in dem System der Camarilla, und sollte die neue Stellung begründen, in welche man Neapel hinüber zu führen gedenkt. —

Durch einen Polizei-Terrorismus der schrecklichsten Art glaubten die Königin und ihr Triumvirat Neapel zu einer neuen päpstlichen Politik und zu Zuständen, wie sie der österreichischen Prinzessin als die günstigsten für die innere und äußere Sicherheit des Staates erschienen, am besten reif machen zu können. Dem jungen König selbst war schwerlich ganz geheuer zu Muthe bei der Richtung, in der er sich fortgetrieben sah, und bei der steigernden Verwilderung, die ihn in seiner Hauptstadt zu umgeben anfing. Es war darauf abgesehn, in der Hauptstadt eine geängstigte und schreckensvolle Stimmung hervorzurufen, als ob sich jeden Augenblick das Entsetzlichste ereignen könnte. Patrouillen durchziehen fortwährend die Stadt, als wenn der Belagerungszustand darin herrschte. Man sieht nichts geschehen, aber das größte Uebel ist immer das, wenn man Alles für möglich halten muß.

Seit einiger Zeit ist auch der römische Polizeichef Graf Dandini nach Neapel gekommen, und soll bei der Camarilla eine sehr ausgezeichnete Aufnahme gefunden, ja sogar bei der neuen Handhabung der neapolitanischen Zustände in der angestrebten Richtung seinen Rath ertheilt haben. Graf Dandini de Silva war der Erfinder des neuen römischen Polizeisystems, welches die

Spionage im Innern der Häuser und der Familien entfesselte, und besonders aus den Dienstboten eine vollkommen organisirte Schaar von Angebern im Dienste der Polizei bildete.*) In Rom hatte er von seiner Stelle zurücktreten müssen, und man gab ihm dort den Signor Pasqualoni zum Nachfolger in der Oberleitung der Polizei. Graf Dandini war auf seiner Stelle, obwohl er Ungeheures auf derselben gewirkt, nicht mehr zu halten, denn er war plötzlich ein zu nachsichtiger Polizeimann, aber gegen keinen andern Verbrecher, als gegen sich selbst, geworden. Der edle Graf hatte einen Kassen-Defect von 30,000 Scudi gemacht. Man konnte und wollte ihn zu keiner Untersuchung ziehen, denn Dandini de Silva hatte stets für den treuesten Diener des Papstes gegolten, und man vergaß ihm die Dienste nicht, welche er der Hierarchie namentlich im Jahre 1850 geleistet. Man ließ ihn daher ohne die geringste Schwierigkeit abreisen, aber die letzte Amtshandlung, die Dandini vornehmen durfte, war die, daß er sich seinen Paß nach Neapel ausstellte. Hier konnte ihn Troja so vortrefflich bei der Einrichtung des neuen Schreckenssystems brauchen, daß man den Römer vielleicht gern in den neapolitanischen Staats-

*) Vrgl. „Italienische Zustände." Band III.

dienst berufen hätte. Aber Graf Dandini de Silva erbat sich nichts, als die Erlaubniß, sich im Neapolitanischen ankaufen zu dürfen, was dem verdienten Manne natürlich mit Vergnügen gewährt wurde. Er hatte große Summen aus Rom mitgebracht und sehnte sich mit denselben jetzt nach einer ländlichen Zurückgezogenheit.*)

Das Schreckenssystem, welches in diesem Augenblick wieder seine düsteren Schwingen über Neapel ausgebreitet hat, scheint aber nicht blos die Maske zu sein, welche sich die Reaction vorgesteckt hat. Es fällt nicht minder in die Augen, daß seit der Zeit, wo die Annexion Mittel-Italiens an Piemont den päpstlichen Stuhl zu einem Isolirschemel zu machen anfing, und Pius IX. die Hülferufe um seine bedrohte weltliche Souverainetät an die ganze katholische Christenheit aus-

---

*) Diese sollte indeß dem Grafen Dandini de Silva nicht zu Theil werden, denn der heilige Vater berief ihn vor Kurzem wieder nach Rom in seine frühere amtliche Stellung zurück. Pius IX. glaubte unter den neuen und unberechnenbaren Verhältnissen, denen Papst, Rom und Kirchenstaat entgegengehen, doch den alten polizeilichen Schreckensmann nicht länger entbehren zu können: ein Beweis, daß er und Cardinal Antonelli mit Sicherheit annehmen, es werde in der nächsten Zeit für einen Dandini de Silva recht viel Arbeit bei ihnen geben.

sandte, auch eine große militairische Bewegung und Thätigkeit in Neapel erwachte. Große Rüstungen wurden begonnen, und auch hier schien die Königin Mutter die Seele einer neuen planmäßigen Wirksamkeit zu sein. Vielleicht kam auch hierzu, die eigentliche Ordre aus dem österreichischen Cabinet. Aber König Franz II. scheint selbst nicht ganz ohne Fähigkeiten und Anlagen zum Militair zu sein, und diese Richtung ist vielleicht die einzige, in der er sich bedeutend hervorthun dürfte. Er entschloß sich daher ohne Zweifel sehr gern dazu, als ihm von seinen Rathgebern und Leitern vorstellig gemacht wurde, daß die Situation es erfordere, sich mit dem Armeewesen Neapels eifrig zu beschäftigen und eine neue stärkere Entwickelung der Heereskräfte vorzunehmen.

Das neapolitanische Heer hatte schon unter den früheren Königen große Vorzüge gehabt, und bestand aus außerordentlich schönen, disciplinirten und auf's vortrefflichste geschulten Regimentern, wie man sie, mit Ausnahme des militairischen Eroberungsstaats Piemont, sonst in keinem anderen italienischen Lande antreffen konnte. Die neapolitanische Armee, die in ihrer Stärke und Ausbildung unter allen Situationen einen sehr bedeutenden Ausschlag geben kann, würde, wenn sie

in einer bestimmten Richtung und unter einer energischen Führung entwickelt und verwendet wird, die größten Angelegenheiten entscheiden helfen. Ferdinand II., der eigentlich ein sehr kriegerischer Fürst war, konnte sie früher mit einigem Fug dem Kaiser von Rußland als Avant-Garde einer Coalition gegen Frankreich anbieten.

Die neapolitanische Armee litt freilich von jeher an einem besonderen Uebel in sich selbst, das ihre Wirksamkeit gegen den Feind sehr beeinträchtigen mußte, und dies Uebel liegt in ihrer Composition. Die verschiedenen Theile, aus denen dieser Organismus besteht, waren sich nämlich unter einander von jeher so entgegengesetzt und feindselig gestimmt, daß ihre wirksame Vereinigung zu einem Ganzen auch dem größten Feldherrn schwer werden müßte. Der Haß der verschiedenen Truppentheile gegen einander war in dieser Armee von jeher so groß, daß in ihren eigenen Gliedern immer nur mit größter Mühe Eintracht und Zusammenwirken erhalten werden konnte. Es sind in dieser Armee lauter verschiedenartige Elemente neben einander gestellt, die sich niemals zu einer einheitlichen Masse haben verschmelzen wollen, und die jeden Augenblick lieber gegen sich selbst losgehen möchten, als gegen den ihnen gegenüberstehenden gemeinsamen Feind.

Die neapolitanische Armee besteht aus Schweizern, Garden, der sicilianischen Legion, den Linientruppen und der Gensdarmerie, die sich zum Theil schon ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten wegen unter einander hassen und widerstreben, und zum Theil auch, wie die Schweizer und die Garden, Privilegien vor den übrigen genießen, die beständige Eifersucht auf der einen, und Ueberhebung auf der anderen Seite hervorrufen. Am höchsten stehen in dem neapolitanischen Heereswesen die Schweizer, die als die Leibwache tyrannischer Regierungen das traurige Vorrecht genießen, in solchen Staaten besonders geehrt zu werden, und die in Neapel nicht nur einen höheren Sold als die übrigen Truppen, sondern auch das Privilegium haben, in der Stadt den Säbel tragen zu dürfen. Es charakterisirt den neapolitanischen Thron, daß die Garde, welche sonst in jeder Heeres-Organisation den eigentlichen Kern darstellt, neben den Schweizern, den eigentlichen Königswächtern, nur die zweite Rolle spielt, obwohl die Vortheile und Privilegien zwischen beiden Truppen ziemlich gleich getheilt sind. Die Eifersucht zwischen Garde und Schweizern ist aber nichtsdestoweniger stets auf das Höchste entbrannt und kann nie besänftigt werden, weil die Garde jedenfalls nicht die erste und ausschließ-

liche Geltung hat, welche sie sonst in einem königlichen Heer beansprucht. Zugleich wirkt der Nationalitätenhaß, der auch die anderen Truppenkörper gegen die Schweizer beständig erbittert, wozu noch die eigenthümliche Stellung der sicilianischen Legion hinzukommt, die als ein drittes, sich durchaus nicht assimilirendes Element zwischen Schweizern und Garden in der Mitte steht, und denselben die Privilegien beneidet, die ihr selbst nicht gewährt worden sind. Aus demselben Grunde stehen die Linientruppen allen übrigen Körpern der Armee feindlich gegenüber, denn auch die Linie fühlt sich zurückgesetzt gegen Schweizer und Garden, und die sicilianische Legion ist der Linie schon deshalb zuwider, weil Neapolitaner und Sicilianer noch niemals freundlich und einträchtig neben einander gestanden haben. Rechnet man dazu den neapolitanischen Charakter selbst, so begreift man die inneren Mißstände einer Armee, die so großen Schwierigkeiten unterliegen muß, sich einheitlich gegen den Feind zu schlagen, weil ihre einzelnen Theile sich lieber unter einander zerfleischen möchten und stets auf den geeigneten Moment dazu lauern.

Um die sonst unleugbaren Streitkräfte einer solchen Truppe wirksam zu machen, würde eine große und

17*



wahrhaft kriegerische Persönlichkeit an ihrer Spitze erforderlich sein, unter dessen hinreißenden, thatkräftigen Geist diese sich widerstreitenden Massen sich in eine einheitliche Composition fügen müßten. Aber schon Ferdinand I. und Ferdinand II. trieben das Armeewesen nur als eine persönliche Liebhaberei, und behandelten es als eine Ankleidepuppe, wie so viele andere Fürsten, die schon etwas Nennenswerthes für das Vaterland gethan zu haben glauben, wenn sie ihre Soldaten aus- und anziehen und eine neue Litze an den Uniformen zu erfinden wissen. So erfand auch Ferdinand II., nach langen militairischen Studien, einen neuen Czakot, der bei der neapolitanischen Armee eingeführt wurde, und brachte den Schnitt der Uniformen zu einer größeren Vollendung.

König Franz II. setzte, wie sein Vater Ferdinand, die Completirung der Cadres der Armee fort, und strebte unmittelbar nach seinem Regierungsantritt darnach, dem neapolitanischen Heere, das schon unter Ferdinand II. mehr als sechszigtausend Mann stark wurde, eine noch größere Ausdehnung zu geben. Er befahl sogleich eine neue Aushebung von 12,000 Mann, und erließ energische Befehle an die Provinzialbehörden, die er mit Absetzung bedrohte, falls sie an dem festgesetzten Tage

ihr volles Contingent nicht gestellt haben würden. Man mußte glauben, daß es ihm Ernst damit sei, eine große kriegerische Wendung in der italienischen Frage hervorzurufen, und bald konnte man nicht mehr daran zweifeln, daß der junge König entweder durch sein eigenes Gefühl oder durch die unabläßigen klugen Bemühungen seiner Stiefmutter dazu getrieben, sein Schwert für den leidenden und bedrängten Papst in die Waagschale legen werde. Seine Truppenstärke so hoch wie möglich zu bringen, schien ihm einzig und allein am Herzen zu liegen. In einer Zeit, wo die Männer alle kleiner werden und das erforderliche Militairmaaß nur noch ausnahmsweise erreichen, ließ er auch dies Maaß um einige Centimetres herabsetzen, was ihm aus der kurzen neapolitanischen Bevölkerung sehr viele neue Recruten zuführen mußte. Auch die Loskaufungssumme vom Militairdienst ließ er um hundert Ducati erhöhen. Dies war gewiß eine weise Regierungsmaßregel, denn zu gleicher Zeit kamen dadurch mehr Soldaten in die Armee, und mehr Geld in die Staatskasse, was die Situation nach beiden Seiten hin erforderte. Dann vermehrte er die Cavallerie um ein zweites reitendes Jägerregiment; das erste, das mit gezogenen Büchsen und gezogenen Pistolen bewaffnet ist, hatte sich früher

in Sicilien als eine sehr zweckmäßige und wirksame Truppe bewährt. Seinen Stiefbruder, den Prinzen Alphons Grafen von Caserta, ernannte er, auf Betrieb der Königin Mutter, und um derselben einen rechten Gefallen zu thun, zum Chef der reitenden Artillerie.

Bei aller dieser militairischen Energie, zu welcher sich der König emporschwang, schien er doch keineswegs aller Theile seines Heeres gleichmäßig sicher zu sein. Die Partei, die ihn noch immer für eine liberale Staatsentwickelung gewinnen zu können glaubt, bezeichnete es laut als einen Fehler, daß der König darein gewilligt, eine Truppenmasse unter den Befehlen des Generals Pianelli an der Grenze, zwei Schritte von der Romagna, zu entfalten. Man traute diesen Truppen in Neapel nicht, da man sie vorzugsweise von dem Geist der Camarilla getrieben wußte, und es für möglich hielt, daß sie mit derselben Bereitwilligkeit auch gegen Neapel marschiren würden, wenn der König eine Stellung einnehmen sollte, die der energisch ihre Zwecke verfolgenden Königin Mutter nicht gefiel. Der durch künstliche Aufreizungen unterhaltene Mißmuth, der ohne Zweifel in der Armee herrschte, hatte vornehmlich die Garden ergriffen, die auch einen Theil der Aufstellung

an den Gränzen des Kirchenstaats bildeten und für die Partei der Königin leidenschaftlich entbrannt waren. Der König hatte auch hier schon mit Strenge einzugreifen begonnen. Mehrere Officiere hatte er nach den Inseln deportiren lassen, und viele höhere Militairs sitzen bereits auf dem Fort Sant Elmo eingekerkert, wo sie der Bestimmung entgegensehen, welche der König mit ihnen treffen wird. Es ist dies eine beispiellose Situation, welche den Schreckenszuständen, die jetzt wieder in Neapel herrschen, den unheimlichsten und zweifelhaftesten Hintergrund giebt. Auch das Wort von einer bevorstehenden Abdankung des Königs fällt von Zeit zu Zeit immer wieder, man weiß kaum woher es kommt, in diese dunkle verworrene Lage der Dinge hinein. Die Stellung des Königs scheint so schwierig und unabsehbar zu sein, daß er den Ausweg aus den ihm aufgebürdeten Verwickelungen vielleicht nicht mehr anders wird suchen können, als durch eine scheinbar freiwillige Abdankung. Damit würde aber das Signal zu einer neuen Revolution in Neapel gegeben sein, in der die inneren Elemente dieses Staates, die in einer unerhörten Spannung gegen einander aufgerichtet stehen, früher oder später einmal wieder losbrechen müssen. Diese Revolution würde aber um so furchtbarer sein,



da die Entsittlichung des neapolitanischen Volkes unter den heutigen Zuständen entsetzlich vorgeschritten ist, und es in den bessern Klassen fast nur noch Spione, in den niedrigeren Schichten fast nur noch einen Pöbel giebt, der Demjenigen zufällt, der ihm die größten materiellen Genüsse garantirt.

Unter diesem geheimnißvollen, eigenthümlichen Treiben und Drängen überfüllen sich die Kerker Neapels, wie es nur in der blühendsten Zeit der neapolitanischen Schreckenswirthschaft unter der vorigen Regierung der Fall gewesen war. Die Zahl der seit zwei Monaten Verhafteten soll sich im ganzen Königreiche auf 5000 Menschen belaufen haben. In Longro hatte man nach dem Frieden von Villafranca gerufen: „Es lebe der König! es lebe der italienische Bund!“ Der letztere Ruf war aufrührerisch befunden worden, und 43 begeisterte Patrioten sollten verhaftet werden. Ein Dutzend rettete sich über die Gränze, sechs andere wurden gefaßt und verurtheilt, die Uebrigen hatten sich versteckt. Um sie zu fangen, wurden ihre Frauen und Mütter eingesperrt und nicht eher wieder freigelassen, als bis die Männer sich gestellt hatten. Dies System, Alles zu verhaften, was sich nur irgend dazu eignet, kostet dem Lande bereits bedeutende Summen und sollen

schon seit einigen Monaten dafür auf der Polizei-Präfectur mehr Mittel erfordert worden sein, als unter Ferdinand II. in einem einzigen Jahre für diesen Zweck ausgegeben zu werden pflegten. Mitten unter diesen Gräueln wird nichtsdestoweniger an eine Amnestie gedacht, die der König aus eigenem Antriebe beschlossen haben soll, und die wohl ein Zug seines innerlichst guten Herzens zu sein scheint. Man hat ihm, wie uns versichert wurde, eingeredet, daß die Ertheilung dieser Amnestie einen noch bei weitem glänzenderen Effect im Inlande und Auslande machen würde, wenn die Kerker in diesem Augenblicke hübsch gefüllt wären und er dann einer recht großen Anzahl von Gefangenen verzeihen könnte. So ist neuerdings sogar auf das Conto der Amnestie hin verhaftet worden. Zu Verhaftungen ist aber immer Stoff, da die ungeheuere Liste des schwarzen Buches, worin die sogenannten „Attendibili“ verzeichnet stehen, d. h. solche Leute, die beschuldigt sind, auf Umsturz und Revolution zu warten, nicht so leicht erschöpft werden kann. Wie sollte auch die Zahl der Verdächtigen nicht endlos sein in einem Zustande, in dem Keiner dem Andern trauen kann, und in dem sich Jeder nur auf der Stelle zu erhalten vermag, auf der er den Andern fortgedrängt hat.

Die Zahl der politischen Gefangenen unter Ferdinand II., welchen man den Nero des Katholizismus genannt hat, galt oft für eine übertriebene Angabe, denn sie wurde auf zwanzig bis dreißig Tausend Gefangener berechnet, die aus dem gesammten Königreich beider Sicilien in die schauderhaftesten Kerker abgeliefert wurden. Dies konnte allerdings fast unglaublich erscheinen, und die Angaben, welche Gladstone darüber in seinen beiden berühmten Briefen an Lord Aberdeen mittheilte, sind oft als unmöglich bezweifelt worden. Aber die Fortschritte, welche das Verhaftungssystem unter Franz II. schon in zwei Monaten zurücklegte, lassen den sichern Schluß ziehen, daß diese fürchterlichen Zahlen nur den wirklichen Zustand der Dinge bezeichneten und durch die heutige Wirthschaft leicht zu übertreffen sind. Denn die Fürsten, die eigentlich etwas Besseres wollen, die aber nicht die Kraft und den Charakter haben, es durchzuführen, sehen in der Regel weit schlimmere Folgen ihrer Handlungen, als der Terrorismus des ächten Tyrannen erzielen kann. Die starke Entschlossenheit, das Böse zu thun, richtet nicht so Uebeles an, als die halbliberale Schwäche, die auch noch dadurch verwildert, daß sie, von Anderen gezerrt und getrieben,

die Verantwortung für ihre Handlungen nicht selbst zu tragen glaubt.

So ließ Franz II. unmerklich das ganze Schreckenssystem wieder eintreten, das unter seinem Vater den eigentlichen Charakter der Herrschaft ausgemacht hatte. Dieselben Kerker, die unter Ferdinand II. zum Entsetzen von ganz Europa gedient hatten, hielt auch Franz ohne eine Abänderung ihrer Gräuel für die Schaaren der Unglücklichen offen, die ihm als die richtigen Opfer bezeichnet worden waren. Die Schauder von Procida erneuerten sich unter ihm mit gesteigertem Entsetzen. Die schöne Insel Procida hat zugleich ein Bagno, in welchem Ferdinand II. die politischen Gefangenen in Reih' und Glied mit den Galeerensklaven der fürchterlichsten Art, und zum Theil paarweise zusammengeschlossen mit den fürchterlichsten Verbrechern und Mördern, ihre Kämpfe gegen die unerträgliche Tyrannei abbüßen ließ. In Procida war es, wo damals der schreckliche Aufstand der Staatsgefangenen gemacht wurde, der mit einem beispiellosen Verderben für sie endigte. Ferdinand schickte Soldaten, und ließ Granaten mitten unter die Gefangenen werfen, von denen fünfundsiebenzig dadurch getödtet und zerfleischt wurden. Darunter befanden sich mehrere Kranke, die

in den Lazarethen lagen, und ohne an dem Aufstand Theil genommen zu haben, in ihren Betten von den Granaten zerschmettert wurden. Aehnliche Scenen sollen sich auch neuerdings wiederholt haben, indem ein geringfügiger Ungehorsam mit einer blutigen Niedermetzelung der Gefangenen bestraft wurde. Die Gefängnisse von Neapel haben auch in der Kost, welche den Gefangenen verabreicht wird, unter der heutigen Regierung nichts an ihren Schrecknissen eingebüßt. Die Opfer, welche in diesen oft tief unter der Erde gelegenen Löchern eingesargt sind, sollen zugleich in der bestialischen Unreinlichkeit verkommen, die hier rings um sie her aufgehäuft wird. Eines der entsetzlichsten Gefängnisse ist das auf der zauberischen Insel Ischia, wo der Baron Porcari saß, der angeklagt war, an dem Aufstande in Calabrien Theil genommen zu haben. Der Kerker auf Ischia ist ein unterirdischer und befindet sich 24 Fuß tief unter dem Niveau des Meeres. Hier saß Porcari in einer gänzlich lichtlosen Höhle, die er weder bei Tage noch bei Nacht verlassen durfte, ganz allein, ohne daß er den Besuch irgend eines Freundes empfangen durfte, und nur seiner Gattin wurde es alle vierzehn Tage einmal erlaubt, in sein furchtbares Gefängniß zu ihm einzutreten. Porcari hat neuerdings einen Erben seiner

Qualen in dieser Höhle erhalten, es sitzt dort jetzt ein Sergeant-Major, der entweder ein zu leidenschaftlicher Anhänger des Königs oder eine zu unvorsichtige Creatur der verwittweten Königin und der Camarilla war und jedenfalls nach einer dieser beiden Richtungen hin die Gesinnung der Armee zu bearbeiten und aufzuregen strebte. Daß seine Schuld zweifelhaft ist, liegt im Sinne des Systems, denn noch niemals hat Einer in diesen Gefängnissen gesessen, der nicht entweder ganz unschuldig war, oder einer in den Ursachen zweifelhaften und unaufgehellten Anklage unterlag.

Auch die polizeilichen Schreckensproceduren, nach denen bei Verhaftungen, Haussuchungen und Einbrüchen in das Haus und in die Familie verfahren wurde, waren unter Ferdinand II. nicht schlimmer gewesen, als sie es heutzutage sind. Das eigentliche System besteht darin, daß die Polizei nicht blos denjenigen verhaftet, der sich eines Verbrechens schuldig oder verdächtig gemacht hat, sondern vorzugsweise alle diejenigen, deren Verhaftung sie für nützlich hält. Ein Rundschreiben des Polizeiministers an die Intendanten sprach darüber neulich die unverholensten Grundsätze mit aller Naivetät und Würde aus. Es genügte dann, einen solchen Menschen, der nicht mehr in die Lage der Dinge

hineinpaßte, in ein Gefängniß gelegt zu haben, um alle Schuld, deren man an ihm bedarf, herauszufinden und zu bestätigen. Alle seine Papiere und Briefe sind weggenommen und untersucht, die Verhöre mit ihm finden im geheimen Dunkel des Kerkers ohne Zeugen statt, und da der Gefangene nicht das Recht hat, an ein höheres Gericht zu apelliren oder auch nur einen Advocaten zu Rathe zu ziehen, so sind alle seine Aussagen zu seiner Rechtfertigung gleich Null und der Inquisitor benutzt, was der Gefangene gesagt oder nicht gesagt haben mag, zur Begründung der Anklage und des Strafurtheils in dem Sinne, der ihm von oben her befohlen worden. Auch kommen oft geheime Aussagen der Priester hinzu, um einen Staatsgefangenen sogar mit allem Anschein der Gerechtigkeit verurtheilen zu helfen, denn man hört es überall sagen, daß die neapolitanischen Priester die Geheimnisse des Beichtstuhls verrathen, vielleicht auch verfälschen. Wer aber einmal in neapolitanischen Kerkern sitzt, hört gewiß selbst bald auf, an seine Unschuld zu glauben oder für die Anerkennung derselben sich irgend zu bemühen. Schon die Tracht des Gefangenen, in welche er bei seinem Eintritt in den Kerker gesteckt wird, zeichnet ihn bei aller seiner Unschuld als einen Verdammten,

der aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen worden, und der, wenn er sich mit schaudernden Erstaunen selbst betrachtet, sich kaum noch für geeignet halten kann, jemals wieder in das Leben und den Kreis der Seinigen zurückzukehren. Denn man hat ihn wie einen wahren Teufel angezogen, indem man ihm eine Jacke von grobem rothem Tuch, ein paar rothe, mit breiten schwarzen Streifen durchwirkte Beinkleider und eine rothe Mütze von seltsamer spitzer Form, angelegt hat. Die Beinkleider erscheinen ihrer ganzen Länge nach geknöpft, um des Nachts abgelegt werden zu können, ohne die auf den Gliedern festsitzenden Ketten zu beeinträchtigen. Die Stimmung, welche dies Kostüm den Gefangenen selbst einflößt, soll so fürchterlich sein, daß es mehr dazu beiträgt, als die Folter, um Bekenntnisse jedes Verbrechens, das man nur irgend gestanden sehen will, auf die Lippen der Unglücklichen zu rufen. In diese Tracht hatte Ferdinand II. auch seine Minister stecken lassen, als er sich an ihnen dafür rächen wollte, daß sie ihn zur Ertheilung einer Constitution für sein Königreich getrieben.

Hätte Franz II. auch nur im Gemüth mit dem Schaudersystem seines Vaters aufrichtig gebrochen, und dann die Fähigkeit besessen, seine Freunde und seine

Feinde richtig von einander unterscheiden zu können, so würde er Elemente genug um sich her wahrgenommen haben, auf die er sich zu einer vernünftigen und festen Neugestaltung seines Reichs nachhaltig hätte stützen können. Aber es ist nicht so leicht, Freunde und Feinde in seiner Umgebung zu sondern und richtig zu stellen, denn darin würde sich schon ein kräftiger und sicherer Charakter offenbaren, der dem jungen König freilich nicht gegeben war. Es fehlte bei seinem Regierungsantritt nicht an tüchtigen Männern, die bereit waren, ihm als feste Stützen zur Seite zu treten, und ihn auf dem Wege liberaler Reformen zu geleiten und mit ihrem Leben zu schützen. Ein solcher Mann war der Fürst Cassero, einer der würdigsten Charaktere Neapels, der zwar nicht zu den Constitutionellen im entschiedenen Sinne des Wortes gehörte, aber mit gemäßigten, ehrlichen Grundsätzen und mit vorsichtigen Concessionen an den Zeitgeist, zu denen er den jungen König aufforderte, das beste und sicherste Regiment in Neapel stiften zu können verhieß. Aber Franz ließ die treue und starke Freundeshand, die sich vertrauensvoll in die seinige legen wollte, sogleich wieder fahren; es tröstete ihn bei weitem weniger, einen solchen Freund gefunden zu haben, als es ihn auf der andern Seite ängstigte und beun-

ruhigte, was die verwittwete Königin, die er seine ganze Jugend hindurch fürchten gelernt hatte, und deren Macht sich auch jetzt wieder mit großer Klugheit und Ueberlegenheit ihm gegenüber begründete, unternehmen würde. Die beständige Furcht vor der Königin beherrschte ihn aber zugleich wie mit einem magischen Reiz, und ließ ihn durch die geheimnißvolle Wirkung, die den kleinen Vogel der Schlange gegenüber beherrscht, sich endlich rettungslos, und sich selbst aufgebend, zu ihr wenden.

Wäre Franz II. eine höhere Natur von politischer Schöpferkraft gewesen, so gab es für ihn noch eine ganz andere, ihm eigentlich sehr nahe liegende Aufgabe, nämlich die, sich unmittelbar, sobald er den Thron Neapels bestiegen, an die Spitze der italienischen Nationalbewegung zu stellen, und im Sinne der alten großen Traditionen Neapels die italienische Frage gestaltend in die Hand zu nehmen. Auch dafür würde es ihm nicht an bedeutenden Anknüpfungspunkten gefehlt haben, die schon um ihn her vorlagen, denn in Neapel giebt es auch in der neuesten Zeit wieder eine Partei, die von einem großitalienischen Reich nicht nur im Stillen träumt, sondern eine thatkräftige Begeisterung dafür bereits lauter und lauter hervortreten läßt. Diese



Partei, der es an angesehenen und schwer in's Gewicht fallenden Mitgliedern keineswegs zu fehlen scheint, glaubte ebenso sehr wie die constitutionelle Partei, den König bei seinem Regierungsantritt als den Ihrigen begrüßen zu können. Die großitalienische Partei fand Franz II. in Neapel schon in einer bedeutend vorgeschrittenen Organisation vor, obwohl noch eine große Meinungsverschiedenheit in ihrem Lager herrschte, denn während die Einen sich vor der Hand begnügen wollten, allenfalls auch ein Anhängsel Piemonts zu werden, und sich annectiren zu lassen, meinten die Anderen, Entschiedeneren, daß Neapel der Vorrang gebühre, als leitender und führender Staat an der Spitze eines neuorganisirten Italiens zu stehen. Diese letztere Fraction, unternehmend, begeistert und reich an Mitteln, war jeden Augenblick bereit, den jungen König Franz II. auf ihren Schild zu heben, wenn italienischer Nationalsinn in dem jungen Monarchen zu entzünden gewesen wäre.

Die großitalienische Partei in Neapel stützt ihre Berechtigung, mit der sie auftritt, auf den historischen Beruf, den Neapel durch seine alte Größe, durch sein Ansehen und seine Macht in Italien empfangen und schon vor Jahrhunderten ausgeübt habe. In den geheimen Manifesten dieser Partei wird vornehmlich auf

zwei frühere Beherrscher Neapels hingewiesen, Kaiser Friedrich II. und König Manfred, welche den Gedanken der italienischen Einheit schon frühe von hier aus in die Hand genommen und denselben auch unfehlbar zum Sieg geführt haben würden, wenn nicht die Päpste und die Guelfen verstanden hätten, dies große Werk stets wieder zu vereiteln.

Dieser in Neapel ursprünglich geborne Gedanke der italienischen Einheit wurde hier auch mitten in den Bewegungen des Jahres 1848 durch die geheime Gesellschaft der italienischen Einheit (setta l'unità italiana) wieder aufgenommen, eine Gesellschaft, die, wie dies in neuerer Zeit bei allen revolutionnairen Organisationen, namentlich durch Mazzini eingeführt worden, sich in verschiedenen Kreisen oder Zirkeln ineinander aufbaute und sich dann concentrisch ineinander schob, dergestalt, daß die Mitglieder des Vorstandes eines Zirkels zugleich die Präsidenten eines untergeordneten Zirkels waren, und an der Spitze des ganzen Vereins ein großer Rath sich befand, der in letzter Instanz Alles genehmigen mußte und die fürchterlichsten Strafen über die zum blinden Gehorsam verpflichteten Mitglieder verhängen konnte. Der ausgesprochene Zweck dieses Bundes war: Italien von der Tyrannei seiner Fürsten

und von jeder Herrschaft einer fremden Macht zu befreien, und Land und Nation in einer auf sich selbst gestellten Unabhängigkeit neu zu constituiren.

In dieser Gesellschaft waren die Elemente der alten Carbonari und des jungen Italiens zusammengeflossen, denn die Revolution sollte einzig und allein die Grundlage sein, auf der man die Einheit der Nation gewinnen und aufbauen wollte. Die fremden Waffen und die Herrschaftssucht einzelner Fürsten sollten bei diesem aus sich selbst hervorgehenden Nationalwerk gleichmäßig ausgeschlossen bleiben. Mitglied dieser mächtig im Geheimen arbeitenden Gesellschaft war auch Carlo Poerio, ein Mann von unbedingt freien politischen Gesinnungen, der als constitutioneller Minister zu Anfang das größte Vertrauen Ferdinands II. besaß und durch seine großartige Beredsamkeit eine glänzende Stelle in dem neapolitanischen Parlament einnahm. Es ist möglich, daß die geheime Wirksamkeit Poerio's in dem Bunde der italienischen Einheit die hauptsächliche Ursache wurde, weshalb der König ihn eigentlich verdammen ließ. Denn die Freunde der italienischen Einheit wollten zu allererst nichts anderes, als die Revolution in Neapel. In Carlo Poerio war aber schon der Gedanke lebendig geworden, daß die Begebenheiten

in Italien in der Weise getrieben und geleitet werden müßten, um alle italienischen Staaten zuletzt unter einem und demselben Scepter, nämlich unter dem Carl Alberts, einigen zu können. In dieser Form und durch diese Mittel hielt er die Einheit Italiens einzig und allein für ausführbar. Wir wissen nicht, ob dieser Gedanke auch schon in der setta l'unità italiana lebte, aber es fehlt nicht an Zeugnissen dafür, daß der neapolitanische Minister Carlo Poerio schon im Jahre 1851 über diesen Ideen und Plänen erglüht war. Es giebt aber oft kein größeres Verbrechen in der Geschichte, als einen Gedanken zuerst gefaßt oder angeregt zu haben. Poerio wurde zu 24 Jahren Zwangsarbeit in Ketten verurtheilt, und man sagte, daß er auf dem Bagno, wo die unglücklichen Bewohner immer paarweise aneinander geschmiedet werden, auf ausdrücklichen Befehl des Königs Ferdinand, mit seinem Angeber zusammen gekettet wurde, einem gemeinen Verbrecher, auf dessen Zeugniß hin Poerio verurtheilt worden war. Die im Jahre 1858 erfolgte Amnestie Ferdinands war nicht weniger grausam gegen seinen ehemaligen Liebling Poerio, denn sie ließ den kaum noch Lebensfähigen auf ein Schiff packen, um ihn nach Amerika zu deportiren. Der kranke Poerio würde diese Fahrt

nicht überlebt haben, wenn ihn nicht der mitleidige Schiffscapitain an den gastlichen Gestaden Englands ausgesetzt hätte. Von hier blickt der sterbende Mann jetzt nach dem schönen Italien hinüber, wo durch die unwiderstehliche Macht der Ereignisse die Ideen Poerio's, welche er selbst mit seinem persönlichen Verderben büßen mußte, zu Thatsachen geworden sind und allem Anschein nach den neuen von ihm angestrebten Nationalzustand siegreich erzeugen werden.

Neapel ist ohne Zweifel ein wichtiger und vielleicht der wichtigste Punkt zur Entscheidung der italienischen Nationalangelegenheit geblieben. Dies scheint sich auch durch die neueste Haltung der Mazzinisten und ihrer Gesinnungsgenossen zu bestätigen, denn seitdem Mazzini wieder auf seinen alten revolutionnairen Dreifuß in London zurückgekehrt ist, und dort über neue Pläne und Anschläge brütet, ist es besonders der Süden Italiens, den Mazzini jetzt zum ausschließlichen Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und Thätigkeit gemacht hat. Den italienischen Süden zu revolutioniren und einen umfassenden Volksaufstand in Neapel hervorzurufen, durch den ein neuer Incidenzpunkt in die italienische Nationalbewegung treten müßte, scheint ein neuer Einfall der Mazzinistischen Partei und eine neue

Richtung ihrer Operationen zu sein. Ob jetzt auch die Mazzinisten Neapel zu der Rolle bestimmt haben, welche dem constitutionellen Piemont durch die Allianz mit dem Kaiser der Franzosen garantirt worden, ist noch nicht ganz klar. Mazzini soll freilich neuerdings die Antipathieen aufgegeben haben, die ihn zu Anfang gegen die napoleonische Rettung Italiens beseelten.

Und auch bei den Liberalen in Neapel, die noch immer auf ihre Zukunft hoffen, sollen neuerdings einige Sympathien für den Kaiser Louis Napoleon hervorgetreten sein. Die Liberalen Neapels erklärten sich auch bald für die italienische Conföderation nach napoleonischem Zuschnitt, in der anfangs, nach Beendigung des Krieges von 1859, die beglückende Formel für die Einheit Italiens gefunden wurde. Die liberale Partei in Neapel neigte sich diesem wesenlosen und glücklicher Weise unausführbaren Project um so eifriger zu, als die Camarilla sich mit der leidenschaftlichsten Heftigkeit gegen ein Bundestags-Italien erklärt und den jungen König sofort bestimmt hatte, zugleich im Interesse Oesterreichs und des Papstes, jeden Anschluß daran zu verweigern. Die Liberalen waren aber auch im Interesse des constitutionellen Prinzips der Conföderationsidee zugefallen, denn sie glaubten, daß jeder italienische



Staat eine Repräsentativregierung bei sich werde einführen müssen, wenn das Bundestags-Italien zu seiner Verwirklichung kommen solle. Das constitutionelle Element ist überhaupt an den Neapolitanern nicht so oberflächlich vorübergegangen, als man denken sollte. Vielmehr ist es im Sinne des Volkes vielfach haften geblieben, was man kaum geneigt wäre, bei einer so leidenschaftlichen, zu keiner gründlichen Debatte geeigneten und in jedem Augenblick veränderlichen Bevölkerung anzunehmen, der man schon das parlamentarische Sitzfleisch, die erste Grundlage einer constitutionnellen Regierung, nicht zutrauen möchte.

Schon die erste Constitution von 1820, welche Ferdinand I. in Folge der damaligen Revolution einführte und die nichts Geringeres war, als die spanische Constitution von 1812, welche der geängstigte König beschwören ließ, hinterließ bedeutende Spuren in dem Volksgeiste, und obwohl Ferdinand schon im Jahre 1821 mit Hülfe der österreichischen Waffen sich diese Verfassung wieder vom Halse schaffte, so wirkte sie doch in Neapel mit beständig aufregenden Erinnerungen nach. Die geheime Gesellschaft für die italienische Einheit forderte in ihrer Proclamation vom 1. Mai 1848 vor Allem dazu auf, mit den Waffen in der

Hand die Wiederherstellung der Constitution von 1820 zu fordern. Es giebt in Neapel schon viele politische Leute, die Alles, was ihnen fehlt, und worin sie Heil und Gedeihen zu finden hoffen, mit dem Namen der Constitution zusammenfassen. Es ist dies besonders der Bürgerstand Neapels, in dem schon die Ideen des Tiers-Etat merkwürdig Wurzel geschlagen haben. Dieser Stand, dem in den constitutionellen Sympathien nur noch ein Theil der Aristokratie sich zugesellte, war es vornehmlich, von dem Ferdinand II., als Verfassungsgeber die Stadt durchreitend, den größten Dankesjubel empfing. Seitdem ist der Ruf: „es lebe die Verfassung!" auf den Lippen des neapolitanischen Bürgers geblieben, und bricht von Zeit zu Zeit von Neuem hervor, namentlich in der neuesten Zeit wieder, wo bei vielen Gelegenheiten, wenn sich König Franz II. öffentlich sehen ließ, ihn dieser Ruf, in den verschiedensten Tonarten, bald heimlich seufzend und grollend, bald feurig aufflammend und auffordernd, empfing.

Auf der anderen Seite haben sich die Hoffnungen der Camarilla, die den König täglich fester umstrickt hält, auch noch durch das Einverständniß mit Oesterreich, das seitdem bestimmter und thatsächlicher hervorgetreten, gehoben. Es war eine natürliche Wendung

der Situation, daß Oesterreich, um die verlorne Herrschaft in Italien wieder zu gewinnen, den einzigen Stützpunkt, den es dazu möglicher Weise noch in Neapel besaß, benutzen würde. Das neapolitanische Heer, das allen Einflüssen der Camarilla zu gehorchen schien, war das geeignete Instrument auch für Oesterreich, um mit dessen Kräften gegen Mittel-Italien zu operiren und der österreichischen Macht ihr Terrain in Italien wieder erobern zu helfen. Die österreichische Prinzessin, welche in Neapel eigentlich an der Spitze der Regierung steht, konnte am wirksamsten die Hand dazu bieten, ein geheimes Verhältniß zwischen Oesterreich und Neapel auch bis zu dem Punkt zu organisiren, wo die Streitkräfte beider Staaten fast ineinander fließen sollten. Oesterreich begann daher, an der Bildung und Verstärkung des neapolitanischen Heeres sich wesentlich zu betheiligen, und es wurden ganz offen österreichische Werbungen ausgeschrieben, durch welche Soldaten für die neapolitanische Armee eingeliefert werden sollten. Wenn Oesterreich auf diesem entgegengesetzten Ende den Kampf um Italien wieder zu beginnen wüßte, so würde damit der eine Act des großen noch nicht abgeschlossenen Nationaldrama's unter den unabsehbarsten Verwickelungen und in der zweifelhaftesten Constellation

begonnen haben. Es wäre dies ein neuer Brand, um die ganze italienische Halbinsel, und doch vielleicht aussichtslos, in Flammen zu setzen. —

Es fragt sich aber, ob die Camarilla in Neapel ihren Zweck erreichen, oder ob ihr nicht die Volksrevolution im ganzen Königreich zuvorkommen wird, die in Sicilien schon ihre ersten vulcanischen Erhebungen angezeigt hat? —

Zu einem neuen entscheidenden Kampfe mit dem Volke war schon Ferdinand II. vollkommen vorbereitet. Noch kurz vor seinem Ableben hatte er sich mit einer neuen Befestigung von Gaëta beschäftigt. Es ist dies ein altes Fort, das in der Geschichte Neapels früher eine bedeutende Rolle spielte und schon im funfzehnten Jahrhundert von Alphons von Arragonien gegründet wurde. Auch die Ausdehnung der Casernen durch die ganze Stadt, die jetzt fast bis nach Portici hinaus sich erstrecken, wurde von diesem unglücklichen König, der seinem Volke zuletzt noch weniger traute als früher, bewirkt. Auch stiegen gewaltige Militair-Etablissements zu beiden Seiten des Königs-Palastes empor, die unter der neuen Regierung Franz II. einen noch größeren Ausbau und eine verstärkte Bewehrung mit Kanonen erhalten haben.



Neapel steht jetzt jedenfalls thatsächlich vor dem Ausbruch einer Revolution, mehr wie irgend eine andere europäische Hauptstadt in diesem Augenblick. Die Elemente, die sich in diesem Lande gegenüber stehen, sind zu scharfer und zerreibender Natur, als daß hier noch an eine politische und sociale Versöhnung gedacht werden könnte. Nur unter einer fremden, machtvollen Occupation würde es möglich sein, die Zustände noch in einer bestimmten Ordnung aufrecht zu erhalten, aber es würde auch dies nur mit einiger Dauer geschehen können, wenn die bourbonische Dynastie selbst damit beseitigt würde. Diese Dynastie länger zu erhalten, erscheint nur noch dem Pöbel und den Priestern in Neapel der Mühe werth. Das unterste Volk in Neapel will und kennt die politische Freiheit nicht, und es würde Den nicht begreifen, der ihm verspräche, Staat und Gesellschaft zu verbessern und dadurch dem Volke selbst eine glücklichere Existenz zu verschaffen. König und Pöbel aber fühlen sich hier um so mehr auf einander angewiesen, denn Beide haben seit Jahrhunderten im Bunde mit einander gekämpft gegen das Ungeheuer der Feudalität, dem sie Beide zu unterliegen in Gefahr waren, und in diesem Kampfe gegen ihre gemeinsamen Feinde, den Adel, die Bildung, das selbstkräftige Bürger-

thum, haben sie sich kameradschaftlich kennen gelernt und zu Schutz und Trutz einander verbrüdert. Es ist dadurch in Neapel das von Banditen vertheidigte Königthum entstanden, wie man am besten die Situation bezeichnen kann, welche in Neapel zwischen König und Volk unaufhörlich fortgedauert und jede höhere Entwickelung des Landes verhindert hat.

Aus dem Adel und den arbeitskräftig fortschreitenden Bürgerklassen hat sich dagegen der neapolitanische Liberalismus mit steigender Kraft hervorgebildet. Die liberale Partei in Neapel scheint nie ein ganz abgeschlossenes Programm gehabt zu haben, es ist die Partei der Hoffnungen und Wünsche, die ihre ehrliche und kräftige Unterstützung jeder Regierungsform leihen würde, in der es nur nicht ganz so erbärmlich und schändlich hergeht, als bisher unter diesem ungezähmten Absolutismus der Könige von Neapel. Dieser Liberalismus dürfte als Gesinnung leicht die intelligente Majorität des Landes darstellen, obwohl es beim Ausbruch eines entscheidenden Kampfes noch zweifelhaft sein möchte, auf eine wie große materielle Unterstützung die liberale Bewegung zu rechnen haben würde. Der Liberalismus hat in Neapel die schwierige Aufgabe, daß er das Volk von vorn herein für seine Sache aufgeben und es dem



Zufall oder einer Intrigue anheimgeben muß, wodurch das Volk bei eintretender Katastrophe gespalten und in einem mehr oder weniger großen Bruchtheil der Partei des Fortschritts zufallen werde.

Die Unzufriedenheit ist aber besonders in der höheren und gebildeten Gesellschaft in Neapel sehr groß geworden, obwohl die Besorgniß vor den polizeilichen Nachstellungen, in denen auch die heutige Regierung so Beispielloses leistet, jede zu laute und unvorsichtige Aeußerung vermeiden läßt. Das Gefühl der miserablen und unglücklichen Lage des Landes bricht aber nichtsdestoweniger auch in der Gesellschaft durch und läßt die Vorsicht vergessen, die unter der heutigen Regierung Franz II., wo die Polizeibehörde schon jeden erweckten Verdacht für eine Strafbarkeit erklärt hat, noch mehr als unter der seines Vaters geboten ist. Je größer die Vaterlandsliebe namentlich unter den gebildeten Ständen Neapels ist, welche sonst nicht müde werden, die paradiesischen Herrlichkeiten ihres Landes zu rühmen, um so schmerzlicher malt sich in ihren lebhaften Augen das tiefe Bewußtsein, daß sie Alles haben, nur kein Gouvernement, das sie in Ehren regierte, und unter dem sie in sicheren und menschenwürdigen Zuständen leben könnten. In den gebildeten Klassen

Neapels, namentlich aber in seiner ungemein liebenswürdigen Aristokratie, findet man daher einen sehr verbreiteten, ausdrucksvollen Zug der Wehmuth, der unendlich viel sagt, und die nationelle Heiterkeit des Neapolitaners seltsam färbt.

Dieser Liberalismus der höheren und gebildeten Klassen in Neapel ist aber so bescheiden, daß er eigentlich nur langsame und allmählige Reformen verlangt und eine neue Constitution nur im Hintergrunde seiner abwartenden Wünsche steht. Die eigentlich Constitutionellen zeigen sich bei dieser Reformpartei nicht im Vorgrunde, denn sie wissen, daß sie ihr Programm erst wieder durch einen neuen Kampf werden verwirklichen können. Aber das wissen sie noch nicht, wer dann kämpfen wird. Die innere Politik Neapels ist wie die äußere in eine Sackgasse getreten, aus der sie sich nur wieder mit der Gewalt ihrer Arme heraushauen kann.

Diejenigen, welche blos reformiren wollen, sind, wie überall, liebenswürdige und gute Leute, aber wer es schärfer und genauer nimmt, muß ihnen doch sagen, daß sie ihr Wasser nur in das durchlöcherte Faß der Danaiden schöpfen werden. Ein ganz ungesunder und in seinem innersten Organismus zu verdammender



Staatskörper läßt sich nicht mehr reformiren, sondern er gehört zu den Gliedern, die man vollständig abhauen muß, wenn sie uns ärgern, welches eine Lehre ist, durch die das Christenthum selbst eine radicale Politik vorgezeichnet hat. Es giebt auch in der Staatengeschichte ansteckende Körper, denen man durch die Kur hinschleppender Reformen ihr Leben nicht verlängern darf, weil sich sonst ihre abscheuliche Krankheit noch auf andere Staaten übertragen kann. Wenn man ihnen aber eine gesunde Vernichtung angedeihen läßt, handelt man gewiß zu Ehren der Menschheit. Die reactionnaire Partei, die auch in Neapel stark vertreten ist und sehr bedeutende Organe, namentlich eine gefügige und verbreitete Presse und vieles Geld, zu ihrer Verwendung hat, ist darin gewissermaßen immer ehrlicher gewesen, indem sie ihre Todfeinde, die Freiheitsmänner, stets vollständig vernichten, aber nie bei halber Kost noch länger erhalten wollte.

Ende Januar 1860.

